Neue Biographien
der
Selbstmörder
von
Albrecht.

Dritter Band.

Neue Auflage.

Frankfurt und Leipzig. 1800.

Charlotte, unglükliche Selbst- und Kindesmörderin, um der viehischen Wollust ihres eignen Vaters willen.

In einer angesehenen Familie in den nordischen Gegenden kam einmal ganz ohne daß man irgend einen Grund anzugeben wußte, wie es wohl zugegangen sein könnte, ein junges Mädchen von 15 Jahren abhanden. Man forschte, gab sich alle ersinnliche Mühe eine Spur nur, auf welche Art sie verloren gegangen, zu erhalten, allein es war alles vergebens. Niemand wollte sie auch nur gesehen haben, niemand wußte etwas von ihr, alle ihre Bekanntinnen hatten umsonst sich bemühet. Ein großer Theil einer großen Stadt hatte Antheil an ihrem Schiksale genommen, und es mußte würklich Bestimmung scheinen, daß sie nicht wieder gefunden werden sollte, da keine einzige von allen Erforschungen auch nur einen wahrscheinlich möglichen Fall angab.

Ihre Eltern, ihre Geschwister waren untröstlich. Sie war so zu sagen, der Liebling des ganzen Hauses gewesen. Sie war das zweite Kind in der Reihe, eine einzige Schwester von ihr war älter.

Nach und nach verloren sich Kummer und Trauer aus ihrem Hause. Selbst die Ungewißheit des Schik-

sals derselben lies immer noch keine Hofnungen zu, daß ein Ungefähr, welches sie ihnen doch genommen, sie ihnen auch wieder geben könnte. Man wurde es gewohnt, Charlotten nicht mehr zu sehen. Nur ihre Mutter behielt einen gewissen Trübsinn, und ein Graf, der bisher das Haus sehr fleißig besucht hatte, gieng auf einmal ab, und kam nachher nie wieder hin. Dies gab zu einigem Gerede Anlaß, welches jedoch nicht weiter gieng, als daß die Mutter einen Verdacht auf den Grafen geworfen, diesen geäussert, er sich dadurch beleidigt gefunden, und mit der Familie gebrochen.

Ein ganzes Jahr blieb Charlottens Zimmer, wie es war, und niemand getrauete sich, etwas von dem Eigenthum einer Person sich anzumassen, von welcher man noch nicht wuste, ob sie wieder erscheinen würde, von welcher man alles hinterlassene als ein Heiligthum ansahe.

Nachdem aber ein Jahr verflossen, und nicht die geringste Wahrscheinlichkeit mehr übrig war, daß jemals sie wieder kommen könnte, so nahm man thränenvoll die Theilung ihrer kleinen Haabseligkeiten vor, und der Tag war ein Tag eines traurigen Festes für das ganze Haus. Alle weinten, alle erinnerten sich an die liebe Verlohrne, und jedes nahm den Antheil, der auf ihn fiel, mit einer herzlichen Theilnehmung, die das sonderbare des Zufalls um so inniger machte.

Die Mutter nahm unter andern einen Schreibe-

schrank, den Charlotte sich nach ihrer eignen Angabe machen lassen. Alle Papiere Charlottens waren schon damals untersucht, und nichts verdächtiges darin gefunden worden, was zu einer Muthmaßung hätte Stoff geben können. Sie wurden so wie der Schrank, der Mutter mit zu Theil.

Es gieng wieder ein Jahr hin, indem Charlottens Mutter alle Zeit die sie auf Lektüre und Studium wandte, an diesem Schreibeschrank zugebracht, so oft erzählt hatte, daß der Geist der Entfernten sie umschwebte, nie aber sich etwas entwischen lassen, daß sie irgend einen Verdacht, daß sie todt, oder irgend eine Muthmaßung habe, daß sie lebe.

Sprach sie von ihr, so hies sie sie ihr bestes Kind, sezte wohl hinzu, daß es eine harte Züchtigung von Gott sei, daß gerade diese ihr geraubt werden müssen, auch, daß sie der größten Prüfung gern und geduldig unterläge, und sie wohl verdient habe, allein weiter hatte selbst ihr Gatte in den vertraulichsten Gesprächen nichts von ihr herausbringen können, wie er denn auch das alles für Grillen nahm, die einer so zärtlichen Mutter wohl einfallen könnten.

Ein ganzes Jahr und einige Wochen verflossen noch, und die ganze Familie blieb in ihrer Ruhe. Eines Morgens trat die Kammerfrau von Charlottens Mutter in ihr Zimmer, um ihr, wie gewöhnlich das Frühstük zu bringen, und fand sie in einem beklagenswürdigen Zustande. Ein heftiges Fieber schien den Kampf zwischen Tod und Leben anzukün-

digen. Sie war ihrer Sprache nicht mehr mächtig, und schien die nicht zu kennen, die sich ihr näherte.

Mit lautem Geschrei forderte die Kammerfrau das ganze Haus auf. Was Wunder, da ihre Ausrufungen nichts anders waren, als: Unsre Frau stirbt, unsre Frau stirbt!

Der besorgte Gatte näherte sich ihr. Sie kannte ihn nicht. Die Aerzte kamen und brauchten die Gefahr der Krankheit nicht zu weissagen. Sie zeigte sich zu deutlich. Sie kündigten dem nun trostlosen Gatten ihren sehr wahrscheinlichen Tod in vier und zwanzig Stunden an. Er entsezte sich, er liebte sie sehr — Er mußte sich indessen zu fassen suchen. Er war Mann. Aber er war auch Vater. Er hatte der Pflichten mehr.

Die Natur der Kranken war immer gut gewesen, aber eben dieses machte die Krankheit um so fürchterlicher. In der Nacht gesellete sich eine völlige Naserei dazu, und vier Menschen waren kaum im Stande, ihrer Herr zu werden. In diesem Zustande war es, wo sie den Namen ihrer Charlotte, den ihr Gatte oft genug von ihr zu hören gewohnt war, einigemal mit erschreklichen schaudernden Zusäzen ausrief. Sie nennte sie eine Kindmörderin, eine Selbstmörderin. Auf die Umstehenden, die zum Theil gar nicht wußten, was Charlotte bedeutete, machte das wenig Eindruk, desto mehr aber auf ihn, der sein Kind, das er für so tugendhaft gehalten in dieses schrekliche Licht gestellt sahe.

Sollte seiner Gattin die Idee selbst in der fürchterlichsten Raserei so ohne alle vorhergegebene Ursache gekommen sein? Könnte er nicht viel eher erwartet haben, daß sie den Engel, der so unschuldig geschienen, in einer lichtern Erscheinung gesehen hätte? Als sie vollends den Namen des Grafen nannte, da wurde seine Angst unaussprechlich. Es war fürchterlich, daß er gar nicht mehr an der Wahrheit einer Sache zweifelte, an welcher er einig hätte zweifeln sollen.

Ausser diesen Ausrufungen aber konnte er auch nichts zusammenhängendes vernehmen. Ob das, was sie ausrief, Erscheinung war, ob sie es wußte, konnte er aus keiner weitern Aeusserung bemerken.

Die Natur dieser armen Frau spottete diesmal des Todes, der so mächtig bei ihr angeklopft hatte. Schon am andern Morgen kündigten die Aerzte ihm ihre Besserung wenigstens das Ende der Gefahr an.

Alles, was im ganzen Hause diese Neuigkeit hörte, wurde leichtes Herzens und freuete sich. Die Kinder sprungen um das Bette ihrer Mutter her, und küßten ihre Hände. Nur ihr Gatte war nicht froh. Und doch hätte er es noch werden können, wenn er nicht in den Mienen seiner Theuren einen geheimen Kummer gesehen hätte, der ihm nur zu sehr Wahrheit dessen zu verrathen schien, was ihm schon Wahrheit war.

Er verbarg seinen innern Gram so viel als möglich, und wartete geduldig die Zeit der Genesung ab.

Diese verzögerte sich wieder alles Vermuthen der Aerzte sehr. Ein schleichendes Fieber spottete aller ihrer Mittel, und als sie sie endlich außer dem Bette hatten, mußten sie doch gestehen, nie sei ihnen ein Uebel so hartnäkkig vorgekommen. Weder die Kranke noch ihr Gatte gaben ihnen die Schuld, beide wußten in ihren Herzen zu gut, daß wider einen Feind gekämpft wurde, den man nicht kannte.

Beide sahen voraus, daß es doch mit dieser erzwungenen Gesundheit nicht lange währen würde. Der Gatte konnte nicht länger schweigen, aber auch sein Reden würkte nichts. Die Gattin war fest entschlossen ihm nichts zu entdeken. Sie erschrak da sie hörte, daß sie die schreklichen Benennungen ausgestoßen, aber sie faßte sich gleich wieder, sagte sie wisse nichts von dem allen, gab es für Ideen der Raserei aus, und suchte ihm die Ueberzeugung von etwas auszureden, was er unwiederruflich überzeugt war.

Endlich nahete sich der Augenblik, wo die Natur unterliegen mußte. Eine völlige Abzehrung lies fast die Stunde ihres Todes bestimmen.

Ihr Gatte lag zu ihren Füßen, und bat weinend um Erlösung von dieser schreklichen Unruhe. Sie blieb standhaft. Ich kann ihnen nicht sagen, was nicht ist, sagte sie. Lassen sie ab, sich über Fiebertraum zu ängstigen. Sie haben Charlotten nichts zu vergeben, mir vieles. Wollen Sie das?

Ob er es that, denke man sich. Die Verwandten

ihres Hauses kamen auch von der Sterbenden Abschied zu nehmen. Unter diesen war ein Bruder den sie ausserordentlich liebte. Sie bat sich eine Viertelstunde mit ihm allein aus.

Schwöre mir, Wilhelm, sagte sie, daß du mein Geheimniß nie verrathen willst, das Geheimniß, was meine Charlotte unwissend zur schreklichen Sünderin, zur Mörderin machte, das Geheimniß, was mich mein Leben kostet.

Wilhelm liebte seine Schwester sehr, er schwur ihr ewige Verschwiegenheit, und besonders nie ihrem Gatten etwas zu entdeken, auch nie die Geschichte so bekannt zu machen, daß man muthmaßen könnte, sie wäre die Person, wenn er auch zur Warnung für Mütter und Töchter sie ja bekannt machen wolle.

Hierauf gab sie ihm ein versiegeltes Paket, und er entfernte sich damit. Er ist es, der mir die Schrift mitgetheilt, welche folgendes enthält.

Eine unglükliche Tochter an ihre weit unglüklichere Mutter.

Ich habe nicht können aus dieser Welt gehen, unglükliche Mutter, ohne die Begebenheiten meiner Tage ihnen mitzutheilen, die so schreklich sind, ohne den Grund der Verzweiflung anzugeben, warum und in welcher ich die Welt verlasse, um nicht alles um mich her verzweifeln zu sehen. Indessen leg ich diese bethränten Zeilen in die Hand des Zufalls, und

überlasse es dem Himmel, ob er sie so hart strafen will, sie zu finden.

Ich hatte an Ihnen eine zärtliche gute Mutter. Sie brachten mir Empfindungen bei, die Tugend und Unschuld in mir erhalten sollten, gewis würden erhalten haben, wenn nicht ein unglüklicher Augenblik das ganze Gebäude umgestürzt, und mich in den schreklichsten Abgrund der Schuld gestoßen hätte.

Ich träumte mir die Tochter des edelsten Vaters zu sein, und ich war die eines Ungeheuers. O Mutter! Mutter! Eines solchen Mannes Tochter zu sein, muß schon verzweifeln lassen. Ich träumte von Ihnen mir so viel gutes, und ach dies gute war mit einer Schuld verwebt, die ihre arme Tochter in ein schrekliches Grab stürzte. Hören Sie meinen Fall.

Sie wissen, daß Sie dem Grafen von jeher seit dem ich ihn kannte, ein unumschränktes Zutrauen geschenkt hatten, daß er täglich in unserm Hause, daß er ihr Gesellschafter mehr, als meines Vaters war; daß ich dachte, meine Mutter könne keinen Mann, der nicht edel dächte, zu ihrem Freunde wählen, daß ich glaubte, der Mann könne gar nichts böses im Sinn haben, das wird mir nicht zu verargen sein.

Er kettete sich an mich. Er wurde der innigste Vertraute meines Herzens. Das Gefühl mit welchem ich bisher ihn als meinen Vater verehrt hatte, wurde jezt das Gefühl zärtlicher Freundschaft, und nachdem es dieses lange gewesen, arbeitete er daran, es in Liebe zu verwandeln.

Ich hatte keine Begriffe, was Liebe war, ich bedürfte das auch nicht, ich nahm Freundschaft dafür, und war zufrieden. Der Graf hatte zu viel einnehmendes, als daß man ihn nicht gern mit einem jüngern Liebhaber von wenigerer Gefälligkeit hätte vertauschen sollen.

Ich bin schon in den Jahren des Mannes, sagte er mir, dennoch wage ichs mich ihnen als Gatten vorzustellen; kann ich gleich nicht Ihnen das schmeichelnde Glük versprechen, einen blühenden Mann zu haben, so haben sie doch den zärtlichsten Theilnehmer ihres Schiksals, einen Begleiter ihres Lebens, der sichs um so mehr zum Gesez machen wird, jedes Glük was sie wünschen, zu befördern, weil sie ihm ein Opfer bringen. Ich habe in meinem Leben viele Personen ihres Geschlechts gesehen, keine aber noch, die mir so gewesen, daß ich ihr meine Hand hätte anbieten können. Sie sind diese. Sie vereinigen allein das, was ich von weiblichen Vorzügen beisammen mein zu nennen wünschte.

Wer hätte glauben sollen, o meine Mutter, daß dies Maske der Wollust wäre. Sie selbst, wenn Sie nicht die Lage wußten, in der Sie mit dem Grafen waren, hätten für die Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen geschworen.

Ich ahmte Ihrem Zutrauen in allen Stüken nach, meine Mutter. O daß sie mir nur einen entfernten Wink gegeben hätten, mich vor diesem Manne zu hüten. Das konnten sie doch. Wußten sie, daß

er die Tugend eines so guten Weibes zu verführen im Stande gewesen, wie viel leichter mußte es ihm werden, ein unerfahrnes Mädchen ins Verderben zu stürzen.

Vorigen Winter war er mein Gesellschafter auf allen Redouten und Bällen, war mein Begleiter auf den einsamsten Spaziergängen, war meine einzige Unterhaltung. Wußte ich, daß der Bösewicht auf mein Verderben ausgieng? Konnte ich wissen, daß er alles bereitet hatte, um mich in mein Nez zu ziehen. In einer der schwärmerischen Nächte, wo er mich durch Wein und Trank erhizt hatte, wo mein Blut wallte, jeder Puls dreifach stärker schlug, wo er sich bemühte, unterhaltender zu sein, als gewöhnlich — in einer solchen Nacht hatte er den Kutscher beredet, den Wagen zu zerbrechen. Der Weg nach Hause war noch weit. Das Wetter unleidlich. Er gab das Haus einer Bekannten in der Nähe vor. Ich argwohnte nichts — lies mich hinführen, ich fand eine Dame dort, die sich freuete, mir dienen zu können, mich kennen zu lernen. Sie lies Erfrischungen auftragen. Ich war aufgeräumt. Ich glaubte meinem Geliebten Ehre mit meiner Laune machen zu müssen. Ich fand, daß ich selbst übertrieb. Ich fühlte ein Feuer in meinen Adern, wie ichs noch nie gefühlt. Der Wein mußte es in mich gebracht haben. Die Dame verlies uns. Ich schöpfte nicht den geringsten Argwohn. Der Graf liebkosete mir. Er küßte mich. Ich wunderte mich über

mich selbst, und doch mochte ichs nicht ihm Einhalt zu thun. O Mutter! Ihre Charlotte war schon verloren. Wenn ich sagen sollte, daß ich selbst, da ich nicht mehr unschuldig war, mein Laster bereuet hätte, ich müßte es lügen.

Ich war ganz verblendet. Der Graf führte anstatt mich nach Hause zu führen, mich wieder auf den Ball. Ich genos die ganzen Freuden desselben, und ich genos sie in einem hohen Grade, ausschweifend möchte ich sagen. Ich war gar nicht mehr, das sittsame auf die Vermeidung des äussern Scheins sogar bedachte Mädchen. Mit dem ersten Schritt zum Laster hatte ich den ersten Schritt von der Schaam zurük gemacht.

Den andern Tag fühlte ich wohl einige Gewissensregungen. Aber die Philosophie des Grafen unterdrükte sie bald. Ich merkte überhaupt seine Gesinnungen an ihm, die mir noch nie aufgefallen waren, weil er sie vorher nicht hatte sehen lassen. Da er mir täglich vorsagte, er würde mein Gemahl, so glaubte ich alles, was der sagte, der mein Gatte wäre, müsse wahr sein.

Sogar, Mutter, lebte ich mit ihm wo es sich nur schiken wollte als Mann und Frau. Ich sezte keinen Zweifel in seine Ehrlichkeit, also mahnte ich ihn nie daran, diesen Traum wahr zu machen. Ich dachte, er würde schon wissen, wenn es Zeit dazu wäre und überlies mich gänzlich seiner Willkühr.

Endlich aber, Mutter, fühlte ich, daß ich auch

Mutter werden würde. Ich kann nicht sagen, daß ich darüber erschrak. Du hast ja einen Mann dachte ich. Ich hatte dieser Geschichten so viel gehört, die schlimmer waren, als die meinige, und die man mit dem Mantel der Liebe zudekte. Mir fiel es nicht ein, daß für mich etwas unangenehmes daraus entstehen könnte.

Als aber noch drei, vier, fünf Monate hingiengen, als ich fühlte, bald würde meine Gestalt mir nicht mehr erlauben, ohne Spott mich sehen zu lassen, da bat ich ihn auf die liebreichste Art von der Welt, er mögte mich dem nicht aussezen, mögte mir seine Hand vor dem Altar reichen.

Er sagte mir es gleich zu, und bestellte mich den Nachmittag ins kleine Kabinet am grünen Zimmer, wo er Ihnen seine Vorschläge thun wollte, wo ich sie mit anhören könnte. Nur mußte ich ihm schwören, da verschiedene Dinge von Wichtigkeit mit vorkommen würden, nicht über etwas, sei es auch was es wolle, laut zu werden.

Das befremdete mich, aber ich schwur.

Das war der erste Augenblik meiner Angst, der erste, der mich mir in einem sehr tadelhaften Lichte darstellte. O Gott! ich wußte nicht wie schreklich die Nachwehen noch sein würden, die diesem Augenblike folgten.

Ich gieng zitternd in das Kabinet, und was hörte ich.

Der Graf that Ihnen den Antrag, ich solle sei-

nen Neffen heirathen. Schon da, Mutter, hätte ich losgebrochen, wenn mein Schwur mich nicht gebunden hätte. Ich sollte das Weib eines andern werden, als dessen Weib ich schon war? Ich solle meinem Mann die Schande entdeken, daß ich bald Mutter werden würde? Er sollte die Strafe für die Wollust seines Oheims tragen? Nein, nimmermehr geschieht das, sagte ich zu mir selbst.

Jezt, Mutter, antworteten Sie: Ich sehe diese Verbindung nicht gerne, Graf. Aufrichtig, ich mag mein Kind nicht in der Familie eines Verführers wissen. Wenn ich schon den Verführer liebte, noch ihn schäze, so war er es doch immer, der meiner Seele einen nagenden Wurm in mein Gewissen gelegt, er der es fein genug zu machen wußte, um über die Tugend eines Weibes zu siegen, die sich fest wie einen Gott stehend glaubte.

Mutter! Mutter! O wie ward mir! — wie gern wäre ich hineingerannt, hätte mich Ihnen sogern zu Füssen geworfen, und Ihnen entgegen gerufen: Ich — Ich bin auch von ihm zu Grunde gerichtet!

Aber das schrekliche Mutter — o das schrekliche kömmt noch. — Und Charlotten, sezten sie hinzu — Charlotten — ihr Kind — diese Frucht der unerlaubten Liebe —

So weit habe ich nur gehört, nichts mehr. Ich war sinnlos im Sessel gesunken. Wie ich erwachte, dämmerte es schon. Ich schlich still auf mein Zimmer. Ich legte mich aufs Bett. Meine Phantasie

wütete. Ich kam nicht zum Abendessen. Ich lies mich entschuldigen. Sie hatten Gesellschaft, und merkten nicht drauf.

Diese Nacht war meinen Betrachtungen gewidmet. Eine Blutschänderin! Eine Buhlerin meines eignen Vaters. Und er wußte das, und konnte mich doch verderben!

So schaudervoll dies vor mir stand, so viel schaudernder stand es doch vor mir, daß ich es wußte, daß es gar keinen möglichen Fall gab — es zu verbergen, daß die Schande der ganzen Familie darauf ruhe, daß ich sie zur Verzweiflung bringen, daß mein Vater ein Raub derselben sein, daß alle meine Geschwister durch mich elend werden würden.

So sahe es mit meiner Seele aus, als eine geheime Stimme mir zurief: Stirb! stirb mit dem unglüklichen Wurme, der das Tageslicht nicht erbliken darf.

Es ist wahr, die Stimme kam nur aus meinem Innern, aber so fest, so standhaft, daß gewis eine höhere Hand sie leitete, denn der Gedanke gab mir Ruhe — kalte Ruhe, aber doch Ruhe bis zur Entschlossenheit.

Ich überlegte, daß ich alles durch mein Verschwinden gut machen könne, daß alles dann ein dunkles Geheimnis bleiben würde. O Mutter! So kalt über seinen Tod nachdenken, was nach dem Tode vorgehen kann, dazu gehört in der That erstaunlich

viel Gleichgültigkeit, von der ärgsten Bosheit gewürkt.

Daß ich sterben wollte — müsse, war fest — wie? das marterte mich eine lange Zeit. Endlich trat der Gedanke vor meine Seele, daß der Fluß sich zugesezt, daß es einige Monate währe, ehe er aufgienge, daß binnen dieser Zeit mein Körper entweder unter dem Eise weit fortgeführt, oder schon eine Speise der Thiere geworden.

Alles das was ich Ihnen hier niederschreibe, ist schauerlich, auch ist mirs schon, als wenn ich die Schreken der Verwesung an meinem Körper wahrnähme. Aber auch das kann mich nicht wankend machen. Kein Wunder! daß in mir alles todt ist. Kann es eine Verworfenere geben, als mich? Giebt es einen schreklichern Zustand, als der meinige gewesen sein würde, wenn das alles an den Tag gekommen wäre. Nein, Mutter, ich bin für die Welt verloren. Ich lebe nur noch um darauf zu denken, was ich thun kann, um sie und die Meinigen nicht in Verzweiflung zu bringen. Für mich bin ich schon todt. Ich darf es nicht einmal wagen, an eine Zukunft für mich zu denken. Ich glaube, sie und ich muß mich des Gedankens entschlagen, sie zu glauben. Was kann ich dort für Ansprüche haben, als höchstens auf Barmherzigkeit? Die will ich erwarten, und nicht zum voraus mich mehr quälen.

* * *

Ich mußte allen Muth zusammen nehmen, um heiter und froh im Hause zu scheinen. Das gehörte ja mit in meinen Plan, keine Unruhe, als über meine Verschwindung zu verursachen. Da ich alle meine Gedanken hierauf konzentrirte, da alles, was mich selbst angieng, mich nichts mehr angieng, so konnte ich es erzwingen. Schwerer ward mir es, des Grafen Anblik zu ertragen. Doch auch das mußte überwunden werden. Ich trug einen völligen Sieg davon. Ich kam zum Frühstük, und es stärkte mich, daß der Graf nicht da war. Ich sahe Ihre Heiterkeit, Ihres Gatten, leider nicht meines Vaters ruhige unbewölkte Stirn — aller seiner Kinder innige Seelenruhe.

Ha, dachte ich, sie alle werden um dich weinen, wenn du weg bist, aber sie würden verzweifeln, wenn sie alles wüßten. Du gehörst nicht unter diese. Doch machen sie dir alle fröhliche Gesichter. Du willst dich an deiner Wonne noch einmal laben, noch einmal wähnen, du machst diese glüklicher, als sie sein würden, wenn du nicht giengest.

Den Mittag war der Graf da. Das trübte Anfangs meine Seele. Allein wie ich ihn so sorglos, so lebhaft sahe, gar nicht fand, daß er auf mich reflektirte, da ward ich wieder ruhig. Was muß es doch für ein sonderbares Ding um das Gewissen sein, dachte ich, daß es diesen so gar nicht foltern kann? Wie wenig muß er von dem fühlen, was ich leide,

Wie wenig muß er mich fühlbar glauben, wenn er, der das alles weis, dies mein lächelndes Ansehen nicht durchdringt, nicht in meiner Seele den schwarzen aber doch so nothwendigen Entschluß wahrnimmt?

Er glaubte wohl, es habe mich, was ich gehört, so von ihm abwendig gemacht, daß ich ihn nicht mehr ansehen mögte. Fast hatte er recht. Und doch dacht ich: Er ist dein Vater! Aber mein Vater von der Art, der zugleich der Gatte ist! Ich wurde über Tische bei dem Gedanken schlimm, und hatte Mühe mich auf dem Stuhle zu erhalten. Ich rafte mich doch wieder zusammen, ohne daß es jemand merkte.

Jezt sinds noch einige Minuten bis zum Abendessen. Also noch einige Stunden bis zu meinem Nichtmehrsein. Und ich wanke noch nicht. Ich sehe nicht hinter den Vorhang. Ich will weder schrekliche noch süsse Bilder sehen. Ich will sie erwarten. Sie werden besser sein, weil der sie schuff gewis gut ist.

Ich sehe nichts als die Nothwendigkeit des Schritts, den ich thun will, thun muß — Ich habe mich ins weise Gewand der Unschuld gekleidet. Verdiene ichs nicht, so verdients das unschuldige Geschöpf, was in mir verborgen ist. — Es muß sein — Sollte dies Wesen je es erfahren, daß seiner Mutter Vater sein Vater war, es würde vor Schaam selbst thun, was ich jezt für ihn thue.

* * *

Die Stunde ist da, Mutter. Ich habe euch alle noch einmal angesehen, und habe mir gedacht: ich thue euch wohl. Ich bin zweimal willens gewesen, dies zu verbrennen, allein es war, als wenn eine unsichtbare Hand es verböte. Ich folge der Ahndung. Ich verberge diese Blätter in ein geheimes Fach meines Schreibeschranks. Vielleicht bleiben sie darinn, und werden einst mit ihm vernichtet. Vielleicht findet sie jemand, ließt den Namen Charlotte, und bedauert die Unglükliche, ohne zu wissen wo sie ist. Vielleicht Mutter, finden Sie sie, und dann hat es Gott so gewollt.

Adieu, adieu, ihr alle geht ins Bette. Ich gehe in meine kalte Schlafkammer. O daß mein Herz auch so kalt schon wäre, wie das Wasser, was es aufnehmen soll!

Eine unglükliche Schwester an ihren Bruder.

Dir allein Wilhelm, sei dieses schrekliche Geheimniß entdekt. Du allein bist es, dem ich meine Fehler, und das mir daraus erwachsene Unglük zu entdeken Muth habe. Billig hätte ich es meinem Manne bekennen, und ohne seine Vergebung nicht diese Welt verlassen sollen. Aber ich konnte es unmöglich über mich gewinnen, ihn unglüklich zu machen, und ich weis, er wäre es dann geworden.

Der Graf war ein junger schöner blühender Mann, als ich mit meinem Gatten verheirathet wurde. Er war schon vorher in meiner Eltern Hause mit mir bekannt gewesen, und hatte mir viel von Schönheit, Vergnügen, und dem Unglük vorgeschwazt, wozu er dadurch bestimmt sei, daß ich nicht von Adel wäre. Ich hatte dies alles scherzend beantwortet, allein ich war ihm recht von Herzen gut, fühlte für ihn, was man warme Freundschaft nennt.

Wie wir verheurathet wurden, bat er sich meines Mannes Freundschaft aus. Du kennst diesen Edelen. Er schlug sie keinem ab. Er hat nie ein Mißtrauen in seine Gattin gesezt, dessen war er nicht fähig.

Den Grafen kanntest du damals nicht. Du warst nicht in unsrer Eltern Hause. Nachher lerntest du ihn kennen, und fandest ihn auch deiner Freundschaft werth.

Kurz nach meiner ersten Niederkunft mußte mein Mann verreisen. Er empfahl mich dem Grafen besonders, und mir dessen Gesellschaft. Auch war niemand in der Stadt, der deswegen das geringste Ueble von uns gemuthmaßet, oder uns in Verdacht gehabt — Eine wahre Seltenheit für unsern Aufenthaltsort.

Der Graf war die ersten Tage sehr artig. Nach und nach fieng er an über sein Unglük zu seufzen. Vertraulichkeit in der Freundschaft ist in solchen Fällen die Klippe der Liebe, an welcher oft die Tu-

gend scheitert. Mir gieng es leider so. Der Graf klagte unaufhörlich, und ich tröstete ihn, mischte freiwillig in meinen Trost der Liebkosungen so viel als ich glaubte dem Manne entziehen zu können, ohne meine Pflicht zu verlezen. Ich wurde aber dadurch wärmer, er ungestümm. Die Leidenschaft siegte zulezt, und mit ihrem Triumph waren meine Augen geöfnet. Ich machte dem Grafen die bittersten Vorwürfe. Er entschuldigte sich mit der Leidenschaft, und da ich strafbarer war, als er, so fühlte ich, er könne recht haben, schämte mich, meine Schuld mit auf ihn werfen zu wollen, und suchte in Betäubung meinen Trost. Er sahe mich immer traurig, machte keinen weitern Versuch, und blieb Freund wie zuvor.

Noch ehe mein Mann zurük kam, ward ich überzeugt, daß ich schwanger sei. Meine Unruhe vermehrte sich. Ich ward krank. Also traf er mich an. Ich erholte mich aber bald. Sein Blik war so gütig. Er linderte meine Traurigkeit. Der Graf war zu vorsichtig, und alles blieb verschwiegen.

So giengen die glükliche Jahre hin, die des Himmels Wille für die Langmuth bestimmt hatte, bis der schrekliche Tag des Zorns hereinbrach.

Ich verlor Charlotten. Konnte ich anders, als der züchtigenden Hand still halten? — Noch gestehe ich meine Schwäche. Sie war mein liebstes Kind. Der Himmel nahm mir eine Glükseligkeit, die ich mir ohne dazu berechtigt zu sein, zugeeignet hatte.

Ich weiß nicht welchen Haß ich damals auf den Grafen hatte. Jezt kann ich mir ihn erklären. Es mußte ihm gleichgültig, ja lieb sein, daß Charlotte verschwunden war. Ich sahe die Freude darüber in seinen Augen. Aber ich wähnte dieses Bubenstük nicht. Ich glaubte, er habe sie mir entrissen, ihr das Geheimniß entdekt, und wolle sie als seine Tochter erziehen. Ich sagte ihm viel beleidigendes, und verbot ihm mein Haus.

Stelle dir lieber Bruder den unglüklichen Zustand vor, als ich Charlottens Nachricht entdekte. Der Himmel hatte mir diese wohlverdiente Strafe aufbehalten.

Ich hatte Charlottens Schreibeschrank zu mir genommen, und erinnerte mich ihrer fleißig dabei. Eines Tages tritt der Künstler, der ihn gearbeitet, und bei dem ich verschiedenes bestellen wollte, zu mir herein, und sieht diese seine Arbeit.

Ach, sagte er, das ist Fräulein Charlottens Schreibeschrank. Haben sie nichts von dem lieben Kinde wieder gehört. Ich weinte, so wie mir allemal Thränen in die Augen treten, wenn man mir sie nennt. Der Mann war weichen Gefühls, er sprach so viel Gutes von ihr, und frug mich zulezt, ob ich an dem Schranke die heimliche Feder rechter Hand im ersten Schubkasten bemerkt, die eine Springthür öfnete, wo man Papiere aufbewahren könnte. Mein guter Geist gab mir ein, Ja! zu sagen. Ich machte aber jezt, daß ich ihn los wurde, und zitternd un-

tersuchte ich den Schubladen. Ich fand die Feder, drukte. Eine Thür sprang auf, und jene trauervollen Papiere fielen mir gleich entgegen. Ich sezte mich nicht gleich zum Lesen. Ich träumte nichts angenehmes zu hören. Aber so schreklich träumte ichs nicht. Ich wartete bis vor Schlafengehen.

Ich las, und der Athem vergieng mir zweimal während dem Lesen. Ich zwang mich zu Ende zu lesen, ich war betäubt, legte die Papiere wieder an den verborgenen Ort, und mich zu Bette, wo mir gleich die Sinne vergiengen.

In jener rasenden Krankheit hatte ich meinem Manne Winke von der Geschichte verrathen. Er hatte das Büreau durchgesucht, aber nichts gefunden.

Wie ich vom Krankenlager aufstand, fühlte ich den Tod in meiner Brust. Ohne alle Rettung war ich verloren, das wußte ich. Ich dachte nur an den Gott der Barmherzigkeit, der die arme Charlotte gewis aufgenommen, und verlies mich auf ihn, daß er mich auch nicht verstossen würde.

Aber des Grafen Bosheit lag schwer auf meiner Seele. Wie konnte der schändliche seiner eignen Tochter nachstellen? Er wußte es zu gewis, daß sie sein war. Wie konnte er seinem Kinde die Ehe versprechen, und wie von mir für den Neffen sie fordern, nachdem er sie geschwängert? Wenn ich es recht bedenke, so macht der Himmel doch alles wohl. Es ist wahr, Charlotte nahm ein schrekliches Ende. Allein wie viel schreklicher wäre ihr

Leben gewesen! Wie unglüklich wären unsre beiden Familien geworden! Selbst die Entdekung der Sache im Augenblik würde Schauder hervorgebracht haben, und mit dem Schauder hätte sich der Eindruk verloren. Schande, nicht Beispiel wäre die Wirkung gewesen.

Erzählt kann sie Mütter und Töchter warnen, kann ihnen ein Weg zur Besserung werden. Und du Wilhelm wirst Mitleiden mit deiner erlößten Schwester haben, denn das bin ich, wenn du dieses liest.

Noch eins, lieber Bruder! räche dich nicht am Grafen. Leb wohl, vergiß meine Leiden, und sei glüklich.

Der Bruder, aus dessen Hand ich diese Blätter erhielt, war neugierig, zu wissen, was der Graf sagen würde, wenn man ihn auf die Geschichte leitete. Er stellte einen vertrauten Freunde desselben an, um ihn darauf zu bringen. Hier enthüllte er seine ganze Denkungsart blos, versicherte ihm, er glaube an nichts als an sinnliches Vergnügen, er hielte den Unterschied zwischen verwandschaftlicher und andrer Liebe für nichts. Er lebe blos den Leidenschaften. Er könne nicht dafür, wenn andre Menschen Narren wären, und von solchen Hirngespinsten sich blenden liessen. Er würde sich aus nichts in der Welt Gewissen machen, weil er keins glaubte.

Und dieser Mensch, sagte mir Wilhelm, starb zwei Jahre drauf, unter den erschreklichsten Ver-

wünschungen seiner selbst, und seines geführten Lebens, in einer Angst, die ihres Gleichen sucht.

Erkläre man doch diese Phänomena!

Sorgenfrei, Selbstmörder durch Verfolgung des Schiksals.

Die beifolgende Geschichte theile ich meinen Lesern ganz so mit, wie ich den eigenhändigen Aufsaz des Unglüklichen erhalten habe, und behalte mir vor, einige wenige Worte darüber am Ende derselben zu sagen.

Eines Unglüklichen, der selbst Hand an sich legte, Erzählung oder für den nicht lieblosen, Rechtfertigung.

Ich habe nie einen Hang zur Schwermuth von der Natur aus, bei mir gespürt. Mein Blut wallte immer leicht in meinen Adern. Mein Herz war immer froh, mein Kameraden hiessen mich nur den Sorgenfrei, und so will ich mich auch nennen, um meinen Familiennamen zu schonen, denn ich schreibe dieses nieder, um dadurch andere zu warnen. Wofür ich sie warnen will, werden sie schon sehen, wenn sie weiter lesen. Die Geschichte muß das thun, die ich ihnen vorlege.

Mein Vater war ein Pachter, und lebte auf dem Lande, so wie ich glaube, eben so sorgenfrei als ich, denn ich merkte, daß er es sich an nichts fehlen

liesse, daß er seines Lebens genoß, mit viel Delikatesse aß, daß sein Wein ihm sehr gut schmekte, und daß er oft sagte, er habe über seine Erwartung Glük, in allem was er vornähme.

Vielleicht muß das so sein, daß der Sohn viel Unglük hat, wenn den Vater das Glük verfolgt, und da man das nie ändern kann, was so sein muß, so habe ich mich denn auch ganz stillschweigend darein gefügt, daß alles, was ich unternahm, mir fehl gieng. Nur ein einzigesmal glaubte ich, es wäre mir recht glüklich gegangen, und gerade dieses so gemeinte Glük ist es, was mich jezt dahin bringt, daß ich mich aus der Welt befördern muß.

Um also ein wenig auf mein Unglük zu kommen, so gieng schon in meiner Jugend alles was ich unternahm den Quergang. Ich nenne hier meine Jugend, meine Kindheit, denn eigentlich bin ich jezt noch jung — ich bin 23 Jahr alt.

Wenn ich ein Kartenhaus bauete, so brachte ichs gewiß niemals bis zur Spize hinauf. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß es kein einzigesmal geschehen ist. Im Anfange erboßte ich mich nicht wenig darüber, und da ich die Karten nicht so wie andre Jungen schonen durfte, weil mein Vater täglich Karten spielte, und ich deren vollauf bekam, so habe ich oft ganze Kastenvoll vor Bosheit zerrissen, und mich vermessen keine wieder anzurühren.

Nach und nach überlegte ich, daß das wohl an meiner Geschiklichkeit liegen müsse, und da ich mich,

wenn ich auch nur um einen Monat älter würde, doch immer klüger glaubte, so fieng ich die Arbeit wieder an, und fand auch würklich, daß ich geschikter war. Aber je fester ich überzeugt wurde, daß meine Geschiklichkeit auf einen höhern Grad gestiegen war, desto gewisser wurde ich, daß das Glük mir zuwider wäre, denn was vorher ein Armstoß von mir, oder meine plumpe Hand verdorben, das ward jezt durch einen Zufall allemal zu Grunde gerichtet. Es ist kurios, wenn ich es bedenke, daß mir es nie gelungen, ein Kartenhaus zu Ende zu bauen, aber ich kann versichern, es verhält sich so, und wie konnte ich da wohl die Aussicht haben, mein Lebensgebäude zu Ende zu führen. Ich bauete keine Kartenhäuser mehr.

Wenn wir auf einem kleinen Teiche Schiffe baueten und auslaufen ließen, so war meins gewis allemal das erste, was untergieng, und das Unglük, was ich dabei hatte, benahm mir denn auch bald die Lust dieses Spiel fortzusezen.

Wenn wir um Nüsse oder um Kaulen, oder auch wohl um Geld spielten, da wüßt ich mich nicht zu entsinnen, daß ich jemals etwas gewonnen, sondern ich mußte allemal froh sein, wenn ich so weg kam, daß ich nicht gar zu viel verlohr. Ich kümmerte mich darum nicht viel, denn die Kleinigkeiten, die mir im Verlust so groß schienen, ersezte mir mein Vater zehn und zwanzigfach. Aber daß ich immer verlieren mußte, war mir etwas unbegreifliches, und

da ich meine Geschiklichkeit auch hier nicht zur Ursache meines Unglüks abläugnen konnte, so fieng ich an zu denken, das müsse so sein und hörte auf zu spielen. Wurde ich ja halb dazu gezwungen, so verlor ich, ohne mich zu grämen.

Ich hatte erstaunlich viel Ehrgeiz. In der Schule gab ich mir Mühe, alle meine Mitschüler zu übertreffen, und nach meinem Gefühl übertraf ich sie auch, wenn es aber zu Austheilung der Preise kam, so erhielt sie gewis ein andrer. Entweder hatte ich selbst ihm die Antwort eingeblasen, oder vorher aufgesezt, daß er eben so gut bestand als ich, oder ich hatte meinen Lehrer nicht genug geschmeichelt, auf dessen Urtheil alles ankam, oder ich hatte an demselben Tage, oder den Tag vorher einen kleinen lustigen Schwank gemacht, der mich nun von der Beute wieder entfernte, die ich mit Recht an dem Tage hoffen konnte, und auf die ich mich schon gefaßt gemacht.

Indessen machte mich das nicht gerade unmuthig. Ich fühlte in mir, ich hatte es doch verdient, und das Gefühl ließ mich es lachend ansehen, wenn ein andrer mein Verdienst zu sich nahm. Es vergieng mir nur die Lust mich weiter darnach zu bestreben. — Die Wirkung hatte es immer, daß mein Fleiß nicht in dem Maaße wuchs, in dem er hätte wachsen müssen, wenn man mich mehr aufgemuntert hätte.

Ich war sehr propre, und nahm mich äusserst in Acht, jeden Theil meiner Kleidungsstüke besonders,

wenn er neu war — gehörig zu schonen, allein, ich habe nie ein neues Kleid angehabt, daß ich nicht gleich zum erstenmale einen Flek hineingebracht, und selten war meine Unvorsichtigkeit, gewöhnlich der Zufall davon schuld. Mein Vater pflegte oft zu sagen — der Junge hat mein Glük gar nicht, ich fürchte sehr für ihn. Ich habe Kleider, die dreisig Jahr alt sind, und noch keinen Flek haben. Er zankte nicht, — er lies immer neue machen, aber je mehr der Kleider, desto mehr waren der Fleke.

Ich lief gern spazieren, aber sehr selten kam ich auf einem Spaziergange, ohne einen Splitter oder eine geschundene Hand, oder sonst ein Uebel davon.

Ich beflies mich, der artigste in der ganzen Gegend die von grossen und kleinen Pachtern, und Edelleute wimmelte, zu sein, allein ich machte mit meiner Artigkeit beim Frauenzimmer nie Glük, wenn andre Schmuzlimmel Händedrüke, Küsse, und alles davon trugen. Ich lachte aber gewöhnlich darüber, denn im Augenblik, da ein Mädchen mich über die Achsel ansehen konnte, hatte sie auch schon meine ganze Gnade verloren.

Endlich bemerkte ich unter den Mädgen die immer mit uns spielten, eine gewisse Aspasia, die mehr Knaben- als Mädgengeist hatte, die wild und unbändig war, die aber Reize hatte, die ich nicht ohne Rührung betrachten konnte. Wenn das Mädgen nicht so schmuzig gienge, dachte ich, so könnte sie all die übrigen ausstechen.

Ich nahm mir vor an ihrer Besserung zu arbeiten. Eines Tages sagte ich zu ihr: es ist recht schade um dich — Warum? — Du bist ein so hübsches Mädgen, und bist immer so unordentlich unreinlich, und wild. Ich hätte dich gern lieb, aber du siehst immer aus, daß man sich schämen muß, zu sagen, du wärst unser einem sein Schäzgen —

Dabei bliebs dasmal, aber schon den andern Tag ward ich gewahr, daß mein guter Rath wirksam gewesen, und Aspasia kam sehr ordentlich, war auch so sittsam, und acht Tage lang sich so gleich, daß ich da nicht mehr an der Dauer ihrer Besserung zweifelte, sondern mir nun vornahm, mich gegen sie zu erklären.

Ich flüsterte ihr also einmal zu, von der Gesellschaft weg, sich in ein kleines Hölzgen zu verlieren, und ich folgte ihr denn dahin. Ich fand sie so reizend, daß ich gleich ihre Hand küssen und drüken mußte, und das that ich auch mit einer herzlichen Wärme, und sie erwiederte das mit aller möglichen Naivetät.

Ich erzählte ihr in meinem damals schon meiner Meinung nach sehr vernünftigen Ton, daß sie sehr wohl gethan hätte, sich folgsam zu beweisen, daß dieses Zeichen ihres unverdorbnen Herzens sie mir tausendmal werther machte. Ich vergas nicht hinzuzufügen, sie sei es nun werth, daß jeder sie liebe, sie würde der Liebhaber viele bekommen, wenn sie mir aber folgen wollte, so sollte sie keinen neh-

men als mich. Ich verspräche ihr ein recht treuer Aufmerker auf alle ihre Wünsche zu sein.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihr um den Hals zu fallen und sie recht oft zu küssen; sie sträubte sich nicht, und das gefiel mir. Es verrieth wieder ihre ganze Unschuld. Zwar wenn Mädgen von 11 Jahren nicht mehr unschuldig sein wollten, wie stünde es da um unsre Welt. Ich war selbst erst 15 Jahr, und wußte wirklich noch nichts weiter, als daß die Mädgen hübscher wären, als wir. Das war meine Kenntnis, und das Küssen war Naturtrieb.

Ich dachte Wunder, was mich für ein Häsgen geleckt hätte, daß ich nun ein Mädgen aufweisen konnte, das mir gut wäre. Ich war auch mit ihr heimlich so viel als möglich zusammen, denn öffentlich durfte ichs nicht, weil mein Vater fast mit lauter Edelleuten und andern reichen Pachtern Umgang hatte, und übrigens ärmere nicht gern in seinem Hause litt.

Meine Freude war sehr kurz. Es fiel der Mutter ein, das Mädgen ins Kloster zu thun, und ich erschrak, als ich dies erfuhr. Besonders aber war mir es sehr empfindlich, daß ich nicht undeutlich bemerkte, daß mein Vater Antheil an der Sache hatte, daß er vielleicht selbst den Rath gegeben, und vielleicht selbst das Geld zur Pension herschösse, denn die Mutter vermogte wenig. Der Vater war todt.

Mir war das wahrscheinlich, als mein Vater

den Tag ihrer Entfernung mich sehr spöttisch frug; was mir denn fehle, weil ich rothe Augen hätte?

Würklich hatte ich zum erstenmale in meinem Leben aus Rührung und Unmuth geweint, und ich kann wohl sagen, daß dies der trübste Tag meines Lebens gewesen ist. Gewisse andre Tage waren, wie man aus der Folge sehen wird wütende, und meine lezte verrathen mehr Verachtung.

Ich antwortete meinem Vater nichts, allein seit diesem Augenblik fieng ich an, ihn zu hassen. Man lege mir dieses Wort nicht in dem schlimmsten Verstande aus, es bedeutet nur so viel, daß meine Liebe zu ihm sich schwächte, und ich von der Zeit an nicht mehr glaubte, seinen Befehlen unbedingt Gehorsam leisten zu müssen.

Ich verbarg meinen Kummer, und dann verlor er sich. Ich wurde froh, wurde der alte Sorgenfrei, der ich gewesen war, kein Mensch merkte mir irgend an, daß ich Kummer gehabt, ausser der Vater. Wenn ich ihn sahe, so stand Aspasia vor mir, er merkte das auch sehr wohl.

Er wollte einmal von ihr anfangen, und spöttelte auf arme Dirnen. Ich konnte das nicht aushalten, drehte mich um, und gieng zur Thür hinaus. Da ich gewiß wußte, daß alles was meines Vaters Behaglichkeit störte, ihm sehr zuwider war, so urtheilte ich auch, daß mein Betragen ihn stören müße, und freuete mich, da ich mich nicht geirret.

Das ist vielleicht der einzige boshafte Gedanke, den ich mein ganzes Leben hindurch gehabt habe, die einzige Rache die ich genommen, das einzige Unrecht, dessen ich mir wissentlich bewußt bin.

Da mein Vater nichts, was ihn störte, jeden Augenblik zu genießen, um sich litt, so hatte auch ich die Aussicht bald weggeschaft zu werden, und ich sahe ihr gern entgegen. Sie erfolgte. Ich sollte bei einem benachbarten Pachter Oekonomie lernen.

Ich kam zu diesem Mann, und ich fand mehr, als ich gesucht hatte. Ich fand einen Mann, der meine Heiterkeit, ohne meines Vaters Behaglichkeit hatte. Ich hätte mirs nicht besser wünschen können. Wie konnte mir aber etwas gutes bleiben. Ich war vier Wochen da, da rührte ihn der Schlag.

Mein Vater war sehr böse, daß er mich wieder zu sich nehmen mußte, und murrete mit mir, murrete sehr laut, lies es mich empfinden, daß der Mann am Schlag gestorben war, und dafür konnte doch ich wohl nicht. Ich wurde auch hizig. Mein Vater sagte ich, lassen Sie mich gehen, ich werde mein Brod selbst verdienen. Den Dirnen nachlaufen, schrie er. — Er sezte einen dummen Jungen dazu.

Er war aber mein Vater, und ich schwieg. Ich kam zu einem andern Pachter. Der war ein Grobian von Haus aus. Mein Unglük verfolgte mich auch dort. Alles, was ich unternahm gieng schief, und doch hatte ich Unternehmungsgeist. Meine Anlagen, die ich machte, schlugen um. Er schimpf-

te, fluchte, ich lachte, bewies ihm, vor Unglük könne ich nicht.

Er klagte bei meinem Vater. Der filzte mich auch, da ihm aber Ruhe lieber war, als Geld, so bedeutete er dem Pachter, was ihm in der Folge für Schaden durch mich erwüchse, wolle er zahlen, nur solle er seine häusliche Ruhe nicht stören.

Das war recht gefunden für den Pachter, denn er war keiner der reichsten. Nur wurde ich ausgefilzt, und der Vater mußte noch bezahlen. Was auf dem Gute umschlug, daran mußte ich schuld sein. Auf diese Art kostete ich meinen Vater freilich schweres Geld.

Nach fünf Jahren mußte der Pachter die Pachtung abgeben, und war hauptsächlich durch meines Vaters Geld ein Herr geworden.

Nun kam ich wieder zu Hause, mußte arbeiten, wie ein Pferd, und auch hier verlies mich mein Unglük nicht. Wenn ich etwas unternahm, schlugs um. Du hast den Teufel, sagte mein Vater — bekümmerte sich nicht mehr um mich, und nun schien es, haßten wir uns von Herzen.

Indessen war ich immer heiter, immer sorgenfrei — Ich dachte der Vater müßte so sein, weils das Schiksal, was über mich waltete, haben wollte.

Auf einmal erschien Aspasia. Was ich dabei fühlte, als ich sie zum erstenmal sahe, will ich in mir verschließen. Mein Vater war dabei. Ich hatte

Mühe mich zurükzuhalten, daß ich ihr nicht um den Hals fiel. Sie war im nemlichen Fall. Aber unsere Blike sagten uns genug.

Ich glaubte, ich wäre ein König, da ich sie wieder hatte. Wir kamen nun oft im Wäldchen zusammen, und hier war es leider, wo sich das Unglük an meinem beständigen Lachen über seine Streiche rächte, denn hier lag der Grund, warum ich nicht mehr lache.

Ich gieng zu weit mit Aspasia. Das liebevolle Mädgen kam mir so sehr entgegen, daß ich die Besinnungskraft verlor — nicht mehr wußte, was ich der Tugend schuldig wäre. Sie warf sich unbefangen in meine Arme. O des traurigen Anbliks, der mir damals so selig war? des Elenden, der es vergessen kann, drükte ihn Leidenschaft, so sehr sie wolle, was er der Rechtschaffenheit schuldig ist!

Aspasia! Schatten mir — aber lebendig gewis in Wohnungen, wo Du gerechtfertigt stehst, blike in der Minute meines so nahen Todes auf mich herab, und blike dann den Richter an, der barmherzig gegen dich war, daß er es auch gegen mich sei!

Wir lebten in diesem wollüstigen Taumel etwa vier Wochen, als mein Vater uns einmal überraschte. Wie fensterte er uns auseinander! Wie flogen wir eins hier das andre dorthin! Wie zitterten wir! Es war das leztemal, daß ich Aspasien gesehen habe.

Wie ich zu Hause kam, sperrete mich mein Vater in ein Zimmer, welches neben seinem Kabinet war.

Ich hörte wenig Stunden darauf Aspasiens Mutter bei ihm, die ihn auf den Knieen zu bitten schien, sie nicht zu verlassen.

Alles was ich an ihr gethan habe, sagte mein Vater zu ihr, hat sie nicht einmal so dankbar gemacht, daß sie mir das Mädgen aus den Augen geschaft hätte.

Sie erwiederte, sie sollte den Augenblik fort, sie hätte ja nicht vermuthen können, daß wir sogleich wieder beisammen steken würden.

Jezt kann sie sie da lassen, brummte mein Vater. Ich will mich mit dem Taugenichts nicht weiter befassen. Er mag einmal hinter der Trommel euer Heil versuchen. Ich will ihn sechs Jahr unter die Soldaten steken, denn wollen wir sehen wie der Vogel pfeift. Er entließ sie sehr hart.

Also nun wußte ich mein Schiksal. Je nun, dachte ich mir selbst, unter den Soldaten wirds auch so schlimm nicht sein, es wird sich leben lassen. Damals aber war es meines Vaters Ernst noch nicht. Ich machte mir viel daraus, daß mir ein ungewohntes Schiksal bevorstünde, nur die arme Aspasia that mir leid. Wie schlimm wird es ihr mit einer Mutter gehen, die das Wohl ihrer Tochter um Geld erkaufen kann. O Vater! Vater! Sei gegen mich immer hart, nur gegen sie sei es nicht. Ich wagte es, ihm einen Brief deswegen zu schreiben. Er schikte ihn unerbrochen zurük.

Einen ganzen Monat mußte ich so zubringen, bis

ich endlich einmal wieder Aspasiens Mutter, aber nicht im Kabinette, sondern im Zimmer darneben hörte.

Ich konnte also nichts vom Gespräch verstehen, ausser, daß es erst entsezlich heftig war, daß mein Vater fluchte und tobte, hernach aber still ward, Geld holte, und aufzehlte. Was haben sie jezt wieder verhandelt, seufzte ich da. — Wußte ichs denn, daß mein Weib und mein Kind verkauft war.

Den andern Tag trat mein Vater mit zwei Werbern ins Zimmer. Da ist der Monsieur, sagte er. Er kapitulirt auf sechs Jahr der Taugenichts, und nur nicht ihn geschont.

Ich konnte kein Wort antworten, so gleichgültig mir mein Vater geworden. Sein Versehen war mir verachtungswerth. Ich gieng mit den Werbern fort, und sahe meinen Vater noch die Freude an, daß ich weg war, daß er nun keine Störung mehr von mir zu befürchten hätte.

Ich gieng zum Regimente. Ich begrif den Dienst sehr bald. Man gewann mich lieb, und meine Offiziers zogen mich vor. Aber das Unglük verfolgte mich auch hier. Ich hatte einen Hauptmann, der mir als einem jungen frischen Jüngling unanständige Dinge zumuthete. Ich schlug sie ihm mit viel Bitterkeit ab. Seit der Zeit regnete es Schimpf und Schläge. Ich ertrug alles gelassen, weil ich sahe, das Schiksal wollte es so.

Es kam auch noch alles ungefähre Leiden über

mich. Wenn allen meinen Kameraden beim Exerziren nichts paßirte, so hatte ich wenigstens gewiß ein Unglük. Die Flinte sprang oder ich riß mich. Einmal stieß mich mein Nachbar mit dem Bajonet. Einmal hatte man aus Versehen scharf geladen, und die Kugel riß mir ein Stük vom Ohr weg. So gieng fast keine Woche hin, in der nicht wenigstens einmal mir so etwas zugedacht war.

Da ich mich in das gesellige Leben meiner Kameraden gar nicht finden konnte, so suchte ich, wo ich nur welche auftreiben konnte, Lektüre.

Da war unter andern mein Wirth, der gab mir immer Zeitungen. Darinn fand ich denn, daß eine Person, Namens Aspasia, aus dem und dem Orte, ihr Kind umgebracht und deswegen gerichtet worden.

Starr sahe ich eine ganze Stunde auf das Blatt hin. Ich konnte mich nicht recht überzeugen. Endlich überlas ichs noch ein paarmal. Es ist gewis, nur gar zu gewis, sagte ich, es ist gar nicht zu zweifeln. Also schwanger von mir, ich Vater, und das Kind von diesem lieben Sorgenfrei konntest du umbringen. Hartes Mädgen. Doch vielleicht hast du das nicht zu verantworten. Das haben gewis andere auf ihren Gewissen. Wie kömmt sie aber an dem fremden Ort von ihrer Mutter Heimath weg? Das alles muß ich wissen.

Ohne mich irgend um Urlaub zu bekümmern, oder daran zu denken, daß ich Deserteur werde, gieng

ich davon, und obgleich Lärmen um mich geworden, so hat man mich doch nicht finden können.

Zerstört mit wildem Blik trat ich an einem Morgen ins Zimmer meines Vaters. Ist's wahr, schrie ich, ist die Höllenpost wahr, daß Aspasia mein Kind umgebracht hat, und gerichtet ist?

Ja, das ist sie, daran bist du Bube schuld —

Nein, bei Gott, Vater, daran seid ihr schuld. Hätte ich das Mädgen geschwängert, so nahm ich sie zu meinem Weibe, und das müßtet ihr befördern, nicht verhindern. Und ihr habt es verhindert. Ihr sperrtet mich ein, ihr stektet mich unter die Soldaten. Ein Recht welches ihr gar nicht hattet, übtet ihr an mir. Ich war gehorsam. Hättet ihr mir aber gesagt, das Mädgen ist schwanger, das wußtet ihr, wie ihr das Geld auszahltet — o dann wäre ich nie, nie euch gehorsam gewesen! Dann hätte mich nichts in der Welt mehr von Aspasia getrennt — Ihr Blut und das Blut meines Kindes liegt auf euch. Euch klage ich vor dem Richterstuhl Gottes um sie an. Ihr werdet nicht ruhig sterben können. Es ist unmöglich. Vor eurem Tode wird die blutige Gestalt vor euch stehen. Ihr werdet von eurem Angesichte waschen wollen, das Zeichen was an eurer Stirn, nur meinen Augen offenbar, stehet, und ihr werdets nicht zuwege bringen. Wenn der ewige Richter ja noch gnädig gegen euch ist, so läßt er euch eines natürlichen Todes sterben, denn ihr habt

den Rabenstein mehr verdient, als dies arme unschuldige Mädgen.

Bube, sagte mein Vater voll Wuth und wollte auf mich einfahren — Bube, wer lehrte dich gegen deinen Vater so sprechen?

Recht der Menschheit lehrte michs, die ihr schändetet. Vergreift euch nicht an mir, Vater. Ich verkenne euch — ich sehe euch nicht als meinen Vater an, und ihr mögtet bei mir zu kurz kommen. Ich kenne nur Selbstvertheidigung, so bald die Pflicht des Gehorsams aufhört.

Dies schrekte meinen Vater zurük. Er befahl mir, mich aus dem Hause zu paken. Das that ich. Ich brachte meine meiste Zeit im Walde an den Stellen zu, wo meine Zusammenkünfte, mit Aspasia gewesen waren. Ich erinnerte mich der unschuldigen Stunden, so wie auch derer, in welcher ich den Frieden ihrer Tage gestört hatte, die für mich so selig, so voll Glük gewesen, und wo mein eigentliches Unglük seinen Anfang genommen hatte.

Ich hätte das nicht gethan, sondern wäre zum Regimente zurükgekehrt, wenn ich nicht Aspasiens Mutter hätte sprechen wollen, die eben verreißt war, und die man stündlich zurük erwartete.

Bis sie kam, lief ich wie unsinnig umher, und vielleicht hat mancher mich für toll gehalten. Mein Vater bekümmerte sich gar nicht um mich, und alle Welt verdachte ihm das.

Endlich erschien sie. Ich lief hin, stellte mich

vor sie, überhäufte sie mit Vorwürfen. Sie bat mich, ich solle aufhören, sie hätte sich selbst ihrer schon mehr als zu viel gemacht. Das unglükliche Kind, sagte sie, wäre mit Ihnen gewis glüklich gewesen, aber ihr harter Vater wollte nicht. Er hat mir Geld gegeben, damit ich sie verstoßen sollte, und der Satan blendete mich, daß ichs that.

So wie sie dieses Wort ausgesagt hatte, war ich wie ein Bliz zu meinem Hause hinaus, und bei meinem Vater. So wollen sie denn noch länger läugnen, sagte ich, daß sie der Mörder meiner Aspasia sind, der Mörder meines Kindes. O Mann! den ich nicht meinen Vater nennen mag — gab ihnen der Himmel deswegen ihr Geld, damit sie Schandthaten damit erkaufen sollten? Warum schläft denn hier der Rächer des heimlichen Mords, da er beim unschuldigen Blutvergießen Aspasiens — so schnell erwachte?

Mein Vater sprang wie wüthend auf mich Wüthenden zu — und indem trat mein Sergeant ins Zimmer. Oha! treffen wir ihn hier, Monsieur — rief er mich an — Wir dachten, er wäre klüger, wir wollten dem Papa nur zusprechen.

Nehmt ihn nur mit, den Buben, rief mein Vater, er hat mich halb todt geärgert — Er hat mir meine Ruhe gestört —

Schon gut, sagte der Sergeant — er wird dem Galgen nicht entgehen — So mit der ganzen Montirung zu desertiren —

Desertirt ist er, sagte mein Vater, und sank ohnmächtig im Lehnstuhl. Ich muß gestehen, daß dies einigen Eindruk auf mich hätte machen können, wenn ich nicht in dem Wahn gestanden hätte, daß mein Vater dies mehr um der Schande willen fühlte, die seiner Familie in meinem Aufhängen bevorstand, als aus Zärtlichkeit für mich. Deswegen bemühete ich mich auch gar nicht, ihn wieder zurechte zu bringen. Ich überlies die Sorge seinen Leuten.

Jezt erst fiel es mir eigentlich ein, daß man mir mit Recht mit dem Hängen drohete. Ich erzählte also meinen Kameraden meine unglükliche Geschichte, und daß ich darüber Eid und Dienst vergessen, meine Strafe daher wenigstens mit gutem Gewissen leiden konnte. Ich trank ihnen dabei ein Glas Wein aus des Vaters Keller zu.

Indessen hatte sich dieser erholt, und ließ den Sergeant und mich rufen. Ich gieng ungern. Ich gebe ihnen ausser der Kaution für ihn 100 Thlr. wenn sie ihn verläugnen, sagte er.

Nein rief ich — ich bin ein ehrlicher Kerl. Ich habe gefehlt, ich will leiden. Ich habe meine Kapitulation, ich kann nicht als Schurke weggehen. Ich will meine Strafe aushalten.

Brav, sagte der Sergeant — er ist ein ehrlicher Kerl, und sein Vater ist ein Schurke, der sein Weib und sein Kind umgebracht hat. Ich will ihn mitnehmen, und will ihn vertheidigen. Die Strafe wird so ausfallen, daß er sie ertragen kann, glaube

er mir nur, solche kleine Dinge zieht man auch in Betrachtung. Laß er den Vater saufen und fressen von seinem Sündengelde, so viel er will. Unsre paar Groschen drüken uns nicht.

Es war mir recht, daß mein Vater so beschämt wurde, und meine Prophezeihung traf ein. So wie er nur merkte, es sei nicht mehr von Hängen die Rede, so war er ganz gelassen. Es schien sogar, als ärgerte er sich, daß er sich nur etwas merken lassen. Er weinte sehr troken, wir könnten zum Henker gehen.

Ha, sagte der Sergeant, so haben wir nicht gewettet. Zahl der Herr die Reise, oder das Donnerwetter soll ihm auf den Kopf fahren. Heraus mit den Dukaten. Mein Vater erschrak sehr, und der Sergeant drang auf 200 Dukaten. Ich sprach gar nichts dazu, denn in meinem Sinn war mein Vater nicht mehr.

Der Sergeant erhielt das Geld. Wie wir auf dem Marsch waren, mußte ich es nehmen. Ich habs vor ihm genommen, sagte er, was geht mich seines Vaters Münze an. Er kanns brauchen. Es giebt bei uns auch manchen, der mit dem lumpigen Zeuge zu gewinnen ist. Für die Reise bezahlt mich der König, und den muß sein Bukel wieder bezahlen.

Ich kam zum Regimente. Mir war alles um mich her gleich. Ich sahe niemanden, dachte an

niemanden, als an die arme Aspasia. Immer stand sie blutend mit ihrem Kinde vor meinen Augen.

Beim Regimente ward meine Jugend, und meine so ganz besondre Geschichte in Betrachtung gezogen, und dies nebst einer Parthie Dukaten, die der Sergeant zu rechter Zeit springen lies, brachten mir ein Urtheil von viermaligen Gassenlaufen zuwege.

Mir wäre es in der That einerlei gewesen, wenn sie mich aufgehangen hätten, denn da brauchte ich mich jezt nicht zu erschießen. Da meine Aspasia auf dem Rabenstein gestorben, warum sollte ich nicht am Galgen umkommen. Je näher mein Schiksal dem ihrigen, desto besser für mich.

Der Tag meiner Exekution näherte sich endlich, und ich sahe ihm entgegen, ohne darüber zu erschrekken. Er war mir gleichgültig. Er war aber doch auch mit Unglük verbunden. Meine Kameraden ärgerten sich über meine geringe Strafe, und hieben desto stärker. Der Schmerz war mir anfangs empfindlich, aber bald gleichgültig. Auch hier verlies mich das Bild meiner unglüklichen Aspasia nicht.

Hätte der kommandirende Major, der mir nicht feind war, gewußt, was in meiner Seele vorgienge, er hätte Mitleiden mit mir gehabt, denn ich wünschte recht ernstlich, daß man mich todschlagen mögte.

Nach meiner Genesung fieng ich an zu überlegen, was mir das Leben nuzen sollte, besonders, da ich von Tage zu Tage in meinem Dienst vergeslicher

wurde. Der Sergeant sagte mir oft: Junge, das wird mein Tage mit dir nicht gut gehen. Du wirst mir verwirrt. Ich bekam fast täglich Schläge, denn mir entfiel alles aus meiner Besinnung. Es war mir auch völlig gleichgültig, ob man mich schlug, oder nicht.

Heute hatte ich eine Stunde in welcher das ganze Gefühl meiner Lage in mir aufwachte. Ich war Mensch, und wurde viehisch behandelt. Man trieb mich über mein Vermögen. Das reimte nicht mit meinen Grundsäzen. Der Gedanke zu gehen war da, und diese Nacht, sagte ich, gehst du.

Ich war überzeugt, daß mein Vater froh sein würde, wenn er mich los wäre, daß meine Kameraden nichts an mir verlören, daß mein Sergeant noch von meinem übrigen Gelde belohnt werden könnte.

Das ist meine Geschichte, und in wenig Minuten ists für diese Welt aus mit mir. Und meine Warnung an alle meines gleichen ist: — Verführt keine Unschuld! —

* * *

Man fand ihn erschossen. Sein Sergeant hat über ihn geweint.

Liegt nicht in dem Leben dieses Menschen ein ganz besondres Verhängnis? Wars nicht Unglük, was ihn auf allen Seiten verfolgte, von jeder Freude ihn wegris, sein Leben ihm mit Gewalt entzog? Wenn jemals Selbstmord zu entschuldigen war, so war ers

wohl hier — mögen auch über das Recht dazu Zweifler und Antizweifler sich die Lungen heiser schreien.

Aber der Vater? O des Anbliks auf den Mann, der so pflegmatisch eine ganze Familie morden konnte. Und es sollte kein Leben mehr sein — keine Fortdauer der Seele? Dieser sollte so viel genossen haben, und jener so wenig? Dieser geschwelgt mit Gottes Gaben, und jener kaum gekostet? Und darüber kein zu erwartendes Gleichgewicht? — keine Erstattung?

O daß doch jeder mit seinem Urtheil beiseite bliebe — und bedächte, daß er nicht weiß, was ihm noch bevorsteht — daß es Leiden — daß es besonders Kränkungen unter dem Menschengeschlechte giebt — die so heftig auf uns würken können, daß wir alle Lust verlieren, länger ein Wesen zu erhalten, das von andern Wesen seines Gleichen als ein ihm untergeordnetes betrachtet und so gemishandelt wird, daß es sich unter Teufeln zu sein glaubt.

Der schöne Friz, Opfer der Lüste.

Unter die Gattung der feinen Selbstmörder, die um so strafbarer sind, da bei ihnen kein rascher Entschluß zur Entschuldigung dient, gehören ganz gewis die Jünglinge, die den Trieb den die Natur in uns legte, um der Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu dienen, auf eine übertriebene Art zu reizen suchen, und so um des Genusses einiger mehrerer süsser Augenblike den ganzen Reiz des Lebens sich rauben,

frühzeitig sich alt machen, und die Beute des Todes in Jahren werden, wo der Geist erst zu leben anfängt.

Wie viele werden sich bei Lesung dieser Zeilen fühlen, die das Laster der Selbstbeflekung, und andere ihm ähnliche schon stumpf gemacht haben, wenn sie erst blühen sollten? Wie viele werden noch ehe sie diese Geschichte anfangen, nur bei dem kleinen Vorbericht schon ausrufen: Auch uns trift diese Schuld. Auch wir folgten entweder den Lokungen von Syrenen, oder ließen uns durch böse Beispiele unsers eigenen Geschlechts hinreißen, unsre edelsten Säfte zu verschwenden, und darben nun an Seel und Leib.

Und ihr, die ihr noch Kraft in euch fühlt, diesem allgemein verderbenden Strome zu widerstehen, entgegen ihm zu schwimmen, und durch Nekereien und Spöttereien derer, die schon verderbt sind, und gern euch auch verderbt wissen mögten, euch durchzuschlagen, wohl mir! wenn nur einige von euch durch diese Erinnerung, durch dies traurige Beispiel gerührt und gestärkt werden, von dem Wege zurükzukehren, auf welchem ihr Euch schon befindet.

Der schöne Jüngling, der in der Blüthe seiner Jahren durch din Wollust hinweggeraft ward, hies allgemein der schöne Friz. So nannten ihn die Cometanen seines Geschlechts, so nannte ihn jedes Weib, das ihn sahe. Minder schön, wäre er nicht so früh ein Opfer geworden. Aber recht hatten alle, die ihn so nannten. Der blendende Wuchs, die schönste

Figur seiner Zeit, zeichnete ihn gleich aus, noch ehe man ihm ins Gesicht sahe. In diesen herrschte eine edle Größe. Jeder Zug verrieth den Mann, wie die Natur ihn geschaffen als sie das erste Urbild werden ließ. Feurige Augen, langes blondes Haar, eine schöne Habichtsnase, ein niedlich geformter Mund, lachende Wangen verriethen die Idee irgend eines Gottes der Alten.

Sein Körper war stark und männlich. Man hätte geglaubt, er müsse der Zeit trozen, und er hätte ihr vielleicht lange getrozt, aber leicht unterlag er der Wohllust.

Lang hatte er sich für ihren Syrenenblik gehütet. Stolz war seinem Herzen nicht unbekannt, und Stolz schüzte ihn davor, sich nicht wegzuwerfen.

Aber eben er war auch die Quelle seines Unterganges — war die Ursache seiner Verführung. In Gestalt einer Erdengöttin erschien ihm die alles an sich reißende Leidenschaft. Er vermochte dem Zauber gros zu werden, nicht zu widerstehen, und er schenkte seine Liebe der, der er sie vielleicht nicht würde gegeben haben, wenn sie ihm den Spiegel nicht vorgehalten hätte, indem er die Stufen bis zur erhabensten Größe sahe, die er erreichen konnte.

Er schenkte ihr seine Liebe, und opferte mit dieser Liebe ihr seine Kräfte. Die Dame die sich ihm ergab, war mit jeder Kunst in der Leidenschaft bekannt. Sie konnte eine Göttin genannt werden. Sie ver-

band mit einem vollen schönen Körper Reize der Seele, Verstand, schnelle reife Beurtheilungskraft, ein majestätisches Ansehen und Macht.

Friz war bald mit dem Stolze fertig, denn dieser wurde rascher befriedigt, als er es geglaubt hatte. Allein so herzlich zu lieben, wie er nun wirklich liebte, hätte er nicht geglaubt. Gewohnheit an Leidenschaft machte ihn bald ersessen darauf. Er schwamm in Wollust, und seine Geliebte war zu entzükt, als daß sie bedacht hätte, daß Erschöpfungen, wie sie verlangte, der besten Natur einen Stoß geben, und sie verderben müßten.

Friz hatte das beste Gemüth, was man sich denken kann. Er verbreitete Glük selbst in der Sphäre, die er nie zu erreichen geglaubt hätte. Er hatte volle unumschränkte Macht über seine Gebieterin, die da thun konnte, was sie wollte, und sie that oft, was er zum Glük der Menschheit wollte.

Es giengen einige Jahre hin, in denen der schöne Friz ganz genos, ganz genossen wurde, und die Abnahme seiner Kräfte dann zu fühlen anfieng. Er schämte sich das zu gestehen. Er fürchtete sich, seine Geliebte kälter zu finden, wenn er sie nicht befriedigen könnte. Er nahm zu reizenden Mitteln seine Zuflucht. Eine Zeitlang unterstüzten ihn diese, aber sie nahmen auch seinem Körper die Gesundheit, und seiner Blüthe das Ansehen. Jezt war sein Roth nicht mehr natürlich, es war erkünstelt. Bald folgten Ermattungen, die ihn fast unfähig machten,

vor seiner Geliebten zu erscheinen, und noch war er schwach genug, nicht es gestehen zu wollen.

Eines Tages nahm er, um sich zu stärken, eine Dosin Kanthariden-Essenz, die schon verschiedene male ihm Dienste gethan. Die Natur war aber zu sehr geschwächt. Die Wirkung schlug um. Die Arznei wirkte auf das Blut. Er bekam ein hiziges Fieber.

Seine Geliebte kam nicht von seinem Bette, Angst und Schreken mahlten sich in dem Gesichte. Es war ihr fürchterlich, den zu verlieren, den sie unaussprechlich liebte. Sie hatte der Anbeter viele gehabt, aber keiner war ihr so theuer gewesen. Keiner hatte ausser dem physischen mit ihr in dem Seelenbündnisse gestanden, in das sie mit diesem einzigen sich eingelassen.

Hätte er ihr schon lange gestanden, daß seine Natur der ihrigen nicht beizukommen vermögte, hätte er ihr vorgestellt, daß Erholung und mäßiger Genuß ihn wiederherstellen würden — sie hätte bei ihren körperlichen Bedürfnissen gewis dem Geliebten Zeit gelassen.

So mußte sie ihn vor ihren Augen sterben sehen — elend sterben sehen, und ihr Schmerz war ohne Gränzen. Sie war fast untröstlich.

Wahr ist es in der Laufbahn, in welcher dieser junge Mann war, bei seinem vortreflichen Herzen, bei dieser Macht einer Gebieterin, die so viel gutes

thun konnte, und die er lenken durfte, es zu thun, welch eine Glükseligkeit hätte er um sich her verbreiten können? Wie viel hatte er schon glüklich gemacht, die nun aufhörten es zu sein? Denn man lauerte auf seinen Untergang. Menschen, die das Glük anderer ohne boshafte Empfindungen nicht mit ansehen können, jauchzten bei seinem Tode, denn nun war es ihnen leicht, ihre menschenfeindliche Zweke durchzusezen.

Den starken, blühenden, schönen Mann, gebauet, um ein Jahrhundert zu leben, hatten drei wollüstig durchlebte Jahre niedergestürzt — er ihr fröhnend, hatte sich ums Leben gebracht.

Und wenn auch jemand sagen wollte, daß sich bei ihm noch der Entschuldigungen manche gefunden hätten, obgleich es schwer ist, Verschwendung des Lebens zu vertheidigen, womit wollt ihr Unglüklichen euch entschuldigen, die ihr die Häuser aufsucht, wo der Wohllust gefröhnt wird, ihr, die kein Trieb einer Geliebten reizt, die ihr den physischen Bedürfnissen einer Person nicht nachgeben müßt, welcher ihr alles zu verdanken habt, die ihr euch zwingt, allen Nervensaft dahin zu leiten, wo er jedes Gefühl auf immer abstumpft!

Und wenn ihr auch siech euer Leben auf fünfzig Jahre bringt, da euch achtzig bestimmt waren, seid ihr nicht Selbstmörder in diesem fünfzigsten Jahre? Solltet ihr vom ersten Augenblike, da ihr euch zu fühlen anfangt, darauf denken, dies Ge-

fühl zu eurem, und zu anderer Besten zu erhalten, oder glaubt ihr bestimmt zu sein, euch am ersten wohlschmekenden Reize so zu sättigen, daß ihr darüber siech werdet?

Es ist gewis bei unsern Erziehungsarten einer der grösten Mängel, daß man die Jugend nicht aufmerksam auf den Werth des Lebens macht, daß man ihnen nicht von der wohlthätigen, ehrwürdigen Seite das Alter zeigt, daß man ihnen nicht das Verderben junger herumschleichender Greise mahlt, und sie warnt, sich dieser spottreichen Aussicht nicht zu ergeben. Man predigt von Lastern, und macht sie neugierig darauf, sie kennen zu lernen. Man sollte ihnen Beispiele zeigen, und der Ekel würde sie zurük halten, in die Schlingen zu fallen, die ihnen bei der lebhaftesten Beschreibung davon nicht so viel Eindruk machen, daß sie nicht das vorhergehende süß finden, und das was sie noch nicht kennen, als Fabel betrachten sollten.

Warum werden diejenigen, wenigstens die meisten unter ihnen, die einmal ein beschwerliches Uebel aus der Wohllust davon getragen, hernach vorsichtiger? Doch wohl blos, weil sie das unangenehme fühlten.

Mitgefühl aber, wirkt wie Gefühl, wenn wir es nur auf den Menschen anzuwenden wissen. Besonders ist ja der Eindruk auf die Jugend so leicht zu bewerkstelligen.

Und da dieses Uebel in unsern Tagen würklich

eines der verderbendsten ist, so wäre es doch wohl gut, wenn man mit besondrer Sorgfalt dabei zu Werke gienge, um Kinder gegen die Anfälle der Jünglingsjahre schon festzusezen. Ehrfurcht ihnen für Tugend einprägen, wovon sie den blosen Laut nur kennen, das hält sie von jenem Reize nicht ab, es dünkt ihnen Spielwerk, womit man sie hat abhalten wollen. Man schaffe ihnen Ekel — unsre Zeiten erfordern das. Wann sie in reifere Jahre kommen, wo sie denn den wahren Genuß vom verschwenderischen unterscheiden lernen, da werden sie es uns Dank wissen.

Man könnte sagen, ich vertiefe mich zu sehr über einen Gegenstand, der schon so häufig abgehandelt — in so vielen Büchern dargestellt ist. Das ist wahr, aber daß diese Bücher Nuzen gestiftet, wage ich nicht zu behaupten — daß sie schädlich gewesen, mögte fast eher meine Meinung sein.

Diese warnenden Darstellungen der Uebel können nur bei dem zwekmäßig wirken, der schon daran leidet. Bei denen, die gesundes Bluts sind, reizen sie zu gesunden feurigen Wallungen. Wie mancher Jüngling gieng von dem Buche, welches ihn für der Pest schüzen sollte, durch aufgeregte Reize getrieben, gerade den Gang, wo er sich das Uebel holte, und hätte nicht daran gedacht, wenn er das Buch nicht gelesen hätte. Wie kann man auf eine gesunde Einbildungskraft kranke Ideen wirken? Wie kann man der Seele zumuthen, ohne Sinne auf

den Körper durch Seelenwirkung fühlt. Seele wirkt auf den Körper nach der innern Beschaffenheit des Körpers, nicht nach dem, was ich der Seele befehle, wider seine Beschaffenheit auf ihn zu wirken. Der eingebildete Kranke ist nie in der blosen Einbildung krank, wenn nicht durch den Eindruk der Sinne, es etwa bewirkt ist. Sonst leidet sein Körper immer auf dieser oder einer andern Seite.

Aber der Eindruk der Sinne ist das, was uns abhalten kann, weil er bleibend ist. Lasse man den Jüngling nur zuweilen an die Krankenbetten der Unglüklichen treten, die an den Folgen der Wohllust darnieder liegen, zeige man ihm nicht allein ihre Leiden. Nein! sichtlich mahle man ihm dort, wie blühend diese Menschen sein könnten, wenn sie nicht muthwillig in ihr Elend gegangen wären, und das Schauspiel wird wirksamer in ihm bleiben, als die schönste Predigt von Moral und Tugend, man stelle diese Bilder ins Licht, wie man wolle.

Solche Phantome unterdrükt der kleinste Reiz. Allein das Bild, was sich aus dem Leben, so in die Seele drängte, das drängt so leicht nicht wieder heraus — Im Gefühle der Wohllust wird es gerade am ersten sich zeigen, und uns zurükschreken. Die schönste Malerei des Dichters verfliegt. Eine gesehene herrliche Gegend stellt sich uns immer wieder vor Augen.

So ists auch umgekehrt mit dem Häßlichen in der Natur. Die Sünden der Wohllust werden doch gewöhnlich, der Mensch müßte denn sehr ausgeartet sein, mit einer gewissen Art verdekten Wesens getrieben, und sei dann auch die Erwartung dessen, was man geniessen will, noch so schön, und man hat einmal ein so verzerrtes Bild der scheuslichsten Vergiftung gesehen, so wird sich das immer neben diesen sezen, und wenn es auch nicht den ganzen, nun einmal beim Menschen unüberwindlichen Trieb unterdrükt, so wird es wenigstens Mäßigkeit in demselben fördern.

Warnebach,
Verkürzer seiner Freuden und Lebens.

Einer oder der andre meiner Leser könnte mir vielleicht einwenden, die folgende Geschichte dürfe keinen Plaz in den Biographien der Selbstmörder behaupten, weil ein natürlicher Tod kein Selbstmord wäre, und wenn Verkürzung des Lebens dahin gerechnet werden könnte, so würde nicht viel fehlen, man könnte alle Lebensbeschreibungen unter die Biographien der Selbstmörder zählen.

Dies alles einmal zugegeben, ohne auf das schon öfters von mir erwähnte zu rechnen, daß ich die feinen Gattungen des Selbstmords allerdings mit hieher zähle, und in der Folge besonders mein Augenmerk darauf nehmen werde, so würde es mir

äusserst schmeichelhaft sein, die Welt davon zu überzeugen, daß die kleinste Ausschweifung, mit welcher wir nicht allein vorsezlich, sondern auch unbesonnener nur von uns erkannter weise unserer Gesundheit schaden, geradezu auf den Selbstmord anzurechnen ist.

Wie manchen würd ich durch diese Ueberzeugung nicht abhalten, in sein Leben hinein zu wüsten, und ein Geschenk nicht so achtungslos zu behandeln, was gewis nächst dem Dasein das gröste ist, wenn es nicht diesem noch vorzuziehen sein sollte.

Dies mag meine Entschuldigung sein, und dann noch, daß ich durch diese Einschaltungen gewis mehr Nuzen stifte, als mit blossen kurzen Erzählungen von Mordgeschichten Sapienti sat! Auch werd ich unterhaltender, und das wollen ja meine Leser.

Warnebach, ein Kaufmann aus einer deutschen Stadt, der Sohn eines Vaters, der sehr viel Vermögen hatte, und seine Söhne liebte, genug liebte, um ihnen Gelegenheit zu verschaffen, sich selbst etwas zu verdienen, der sie nicht einsperrte, wie manche reiche Väter es thun, die ihre Söhne darben lassen, und die besten Jugendjahre ihnen verleiden, dieser Warnebach war einer der glüklichsten Menschen. Ihm gelang jedes Unternehmen. Er fühlte die Freuden des Lebens. Er lernte sie nicht blos kennen, sondern er schmekte sie im Vollgenuß, bis auf eine, von welcher philosophische Grillenfänger sagen, sie

sel leicht zu entbehren, die aber die wenigsten Menschen zu entbehren im Stande sind.

Wenigstens gehörte Warnebachs natürliche Abneigung dazu, um die Liebe zu fliehen, da alle übrige Vorzüge, die er besas, blos dahin leiteten, sie ihn recht geniessen zu lassen. Aber diese Abneigung gegen das weibliche Geschlecht war unüberwindlich. So viel Versuche er selbst machte, sie sich zu nehmen, er konnte nicht einmal es recht über sich erlangen, in Gesellschaften mit den Damen höflich umzugehen. Ich hätte wohl gewünscht, einen Blik in sein Herz thun zu können, so wie in seine Geschichte von seiner Entstehung, um darin irgend einen Grund dieses sonderbaren Temperaments zu finden, was so lange standhaft bei ihm blieb, und dann durch das Werk eines Augenbliks zu seinem Untergang verloren gieng.

Dagegen hatte Warnebach andre Paßionen, die er befriedigte, und unter dieses gehörte hauptsächlich mit die zu Pferden. Wo Warnebach irgend ein besonders schönes Pferd sahe, da ruhete er nicht, es mußte in seine Gewalt. Er verthat jährlich Summen in diesem Handel, denn er übertrieb es, so wie andre die Wollust übertrieben. Er war so tadelnswerth wie sie.

Diese Paßion wurde ihm heilig und richtig zum Verderben. Er machte verschiedene Reisen, und auf einigen dieser Reisen begleitete ihn ein Engländer, der ein eben so guter Freund von Pferden war, als

er selbst. Er besaß eins der schönsten Pferde, die man sich vielleicht denken kann.

Lieblings Paßionen bringen Freunde zusammen. Die Unsrigen wurden intim, trennten sich lange nicht, weil sie einer in den andern Unterhaltung fanden.

Endlich aber wurde der Engländer unvermuthet in sein Vaterland zurük gerufen, uud mußte sich von Warnebach trennen, da dessen Geschäfte ihn in ein anderes Land riefen.

Warnebach hatte zwar sein erstes Augenmerk auf seinen Freund, aber das zweite nach ihm war auch gleich das schöne Pferd, des Britten.

Warnebach war theils von seinem Vater mit einer ansehnlichen Summe etablirt worden, theils hatten sein Kopf und sein Glük ihm schon ein grosses Vermögen erworben, und er war also im Stande, auf diese seine Lieblingsleidenschaft etwas rechtes zu wenden.

Er bot dem Engländer eine grosse Summe, aber dieser erwiederte ihm darauf: Lieber Warnebach, du weißt, daß ich alles für dich thue, und so werde ich, da ich mein Pferd zurük lassen muß, es keinem, als dir lassen. Aber ich sehe mich genöthigt, noch mehrere Dinge bis zu meiner Zurükkunft hier zu lassen, die mir in nemlichen, wo nicht in noch grössern Werthe stehen. Ich habe eine Maitresse und einen Hund, die ich beide aus Gründen, die ich weis, nicht mit mir nehmen kann. Wer mein Pferd nimmt,

muß Hund und Maitresse mitnehmen. Die leztere erhält monatlich 20 Louisdor. Berechne dir das. Es übersteigt deine Summe nicht.

Aber, lieber Bruder, sagte Warnebach, gern will ich deinen Hund nehmen, was aber soll ich mit der Maitresse machen. Du kennst meinen Abscheu fürs weibliche Geschlecht. Ich kann kein Frauenzimmer gut sehen. Und die ganze Welt weiß das. Ich werde lächerlich, wenn ich eine Maitresse habe.

Ja, ich kann nicht helfen, erwiederte jener. Hier findet keine Wahl und keine Bedingung statt. Genug, ohne Maitresse kein Pferd. Ich seze deswegen diesen Werth darauf, weil ich beide gleich liebe. Ein anderer wird mir die Hände dafür küssen, und lasse ichs nur bekannt werden, so habe ich Kompetenten in Menge. Das Mädgen ist schön, und alles was sie sieht, liebt sie. Geh nur einmal mit zu ihr, und du wirst entzükt werden.

Alles in der Welt, sagte Warnebach, nur das nicht. Ich mag sie nicht sehen. Er zitterte aber doch dafür, ein andrer als er, mögte zugreifen, und er so um das Pferd kommen. Er stellte dem Freunde noch einmal Himmel und Hölle vor. Wie aber dieser nicht weichen und wanken wollte, schlug er endlich zu, nachdem der Freund ihm versichert hatte, seine Abwesenheit sollte nicht über ein Jahr dauren, und dann wolle er Maitresse und Hund zurüknehmen.

Warnebach wollte sich lieber vor der Welt aus=

lachen, als eine solche Beute fahren lassen. Er nahm Pferd und Hund in Empfang, ließ sich die Addresse der Maitresse geben, und diese wurde von ihrem Anbeter benachrichtigt, daß sie an ihn abgetreten sei.

Sie nahmen darauf den zärtlichsten Abschied, und beide dankten einander, dieser daß er seine Maitresse versorgen wolle, der andre daß er ihm das Pferd überlassen.

Warnebach stolzierte auf seinem Pferde einher. Jedermann bewunderte es, und er war entzükt darüber. Auch der Hund gewöhnte sich so an ihn, daß er bald seine Freude darüber hatte. Nicht so war es mit der Maitresse. Er sahe sie nicht, und wollte nichts von ihr hören. So wie der erste des Monats herankam, schikte er mit einer gehorsamsten Empfehlung seine 20 Louisd'or, das war alles, was er mit ihr zu schaffen hatte. Indessen passirte sie für seine Maitresse. Die Stadt wußte es, man sahe ihn nicht bei ihr aus und eingehen, und gestand sich, der Fall wär einzig.

Die Dame entzog sich jeder neuen Bekanntschaft, jedem Anerbiethen durch die Versicherung, Herr Warnebach unterhielte sie, und sie würde ihm nicht untreu werden.

Er erfuhr das wieder, und sagte nichts dazu, als es wäre ihm lieb, wenn sie ein eben so großes Original wäre, als er.

Sechs Monate waren vorüber, und er hatte sie noch nicht gesehen.

Bisher hatte die Dame geglaubt, es wären Ursachen, die ihn abhielten zu ihr zu kommen. Genau hatte sie der Engländer nie von Warnebachs Denkungsart unterrichtet, auch war es ihr nicht gerade etwas besonders, daß er seinen besten Freund nicht zu ihr führte. Sie wußte wohl, daß Eifersucht oft das Grab der Freundschaft ist.

Wie er ihr die Veränderung ankündigte, weil er sie nach England mitzunehmen nicht wagen durfte, dankte sie ihm, daß er sie wenigstens nicht ganz verliesse, auf ihre Bitte aber sie doch mit dem bekannt zu machen, den sie in Zukunft beglüken sollte, konnte er ihr nichts antworten, als: Sie werden monatlich 20 Louisd'or erhalten. Britten pflegen nicht viel Worte zu lieben. Die Dame verstand den Wink, und dachte, das übrige wird sich geben.

Sie war wirklich eine Schönheit zu nennen, war jung und in allem erfahren, was zu ihrem Gewerbe gehörte. Sie hatte ausserordentlich viel Neigung zu allen Arten von Verschwendung, so bald sich nur Gelegenheit dazu zeigte, wenn es aber nicht sein konnte, schränkte sie sich auch ein. Sie hatte eine gewisse Art von Treue, die selbst unter Maitressen eine Seltenheit ist. Sie liebte nur ihren Geliebten, und verschloß allen andern ohne Unterschied ihre Thüre.

Nach diesen sechs Monaten dachte sie endlich, sei es Krankheit oder sei es eine alte Liebschaft, so

müsse doch endlich das ein Ende nehmen, und 20 Louisd'or monatlich umsonst zu geben, sei ein eigner Geschmak.

Warnebachs Karakter wurde ihr aber jezt von einigen seiner Bekannten enthüllt, die das Recht zu haben glaubten, und darauf ausgiengen, auf seine Diskretion ihr Vergnügen zu pflanzen.

Sie erreichten ihren Endzwek dadurch gerade am wenigsten. Die schöne Blondine fand, daß ihre Eitelkeit unendlich geschmeichelt werden würde, wenn sie diese zähe Eroberung zu Stande brächte.

Sie verabschiedete die Herren sehr kurz, und nahm sich vor, ihren Wohlthäter zu sprechen, es koste, was es wolle.

Indessen konnte es nicht fehlen, Warnebach mußte sie in die Augen gekriegt haben. In Schauspielen und Opern zeigten sie ihm seine nächsten Freunde, die sich einige Freiheit gegen ihn heraus nehmen durften, und spöttelten, daß er ein schönes Mädchen so verlassen und unbenuzt lassen könnte.

Er lachte immer. Er sagte wohl manchen, daß er nur durch sie sein Pferd erhalten, und daß ihre Leibrente ihm eigentlich das gröste Vergnügen gewähre, wenn schon er nie mit ihr zusammen käme.

Lange dauerte es, bis die Schöne ihr Tempo faßte. Endlich auf einer Redoute erwischte sie ihn. Sie hatte eine genaue Kenntniß seiner Maske sich zu verschaffen gewußt, und sie war schlau genug, den Augenblik abzuwarten, da er in einem Neben-

zimmer demaskirt stand. Sie riß die Larve herunter, und da sie ganz ohne Zeugen waren, ergrif sie seine Hand, küßte sie, und sagte: So sehe ich mich denn endlich im Stande meinem unbekannten Wohlthäter danken zu können.

Warnebach erstaunte, sezte zitternd die Tasse, die er in der Hand hatte, weg, und stammelte einige Worte heraus, die sie aber gleich wieder unterbrach:

Ja, mein Herr, Sie sind es, der mir mein Leben erhalten, denn das Leben, was ich ohne ihre großmüthige Hülfe hätte führen müssen, hätte ich nicht Leben nennen können, es wäre hundertfacher Tod gewesen. Sie haben mich für Ausschweifungen geschüzt, sie haben ohne es zu wissen, eine der großmüthigsten Handlungen begangen. Sie sind der Erhalter einer Unschuld gewesen — so nenne ich mich mit Recht, seitdem ihr Freund mich verlassen. Meine Dankbarkeit steht auf dem höchsten Grade. Ich mögte ihnen zu Füssen fallen, wenn ich nicht fürchtete, es könnte jemand uns überraschen, und dies ein falsches Licht auf sie werfen.

Der Ton, mit dem sie das sagte, die Grazie in ihrer Aktion, die damit verbunden war, das Feuer ihrer schönen blauen Augen, das fliegende seidne Haar, der ganze romantische Anzug, der kleinen Huldgöttin, das alles brachte in Warnebachs Herzen eine Konfusion, in seinen Adern eine Wallung,

in seiner Seele eine Veränderung hervor, die ihm Räzel war.

Warnebach hatte Lebensart. Wenn auch dieser Eindruk nicht auf ihn gemacht worden wäre, so würde er doch nicht unterlassen haben, ihr einige Höflichkeiten zu sagen. Er wollte das auch jezt, aber die Worte stokten in seinem Munde. Sein ganzer Abscheu gegen das weibliche Geschlecht war auf einmal verschwunden. Er lobte die, die so reizend vor ihm stand. Wie kahl kam ihm in dem Augenblike das Geschenk des Pferdes von seinem Freunde gegen dieses Geschenk vor. Wie konnte er so blind gewesen sein, den Werth des Mädgens nicht einzusehen.

Ich versichere Ihnen, stammelte er heraus — ich erkenne mein Unrecht —

Unrecht? unterbrach sie ihn. Nichts davon — konnten sie etwa wissen, mit wem sie es zu thun hatten? Konnte ich nicht eine verworfne Person sein, die ihrer Achtung gar nicht werth wäre? Konnte ihr Freund nicht eine blinde Liebe zu mir gefaßt, und mich höher geachtet haben, als ichs verdiente? Oder ist mein Stand nicht schon dem Vorurtheile ausgesezt, er tauge gar nichts?

Warnebach wurde immer verwirrter. Das vernünftige Resonnement des Mädgens war ihm etwas sehr unerwartetes. Er wollte wieder reden, und er fand keine Worte, die gegen das Feuer der ihrigen gepaßt hätten.

Lassen sie uns hier abbrechen, sagte die Schöne. Wir könnten Aufmerksamkeit erregen. Allein, wenn sie meine ganze Seele vor sich sehen, wenn sie die Achtung, das Gefühl, welches ich für sie habe, mit Aufmerksamkeit anhören wollen, so begleiteten sie mich nachher.

Warnebach versprachs. Gern hätte er sie im Augenblik weggeführt, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß das nach einem so langen Schweigen zu schnelle Veränderung verrathen hätte.

Je mehr er sie jezt ansahe, desto mehr Vollkommenheiten entdekte er in ihr. Wenn die Liebe einmal Wurzel gefaßt, erscheint alles liebenswürdig, was wir an unserm Gegenstande erbliken. Warnebach fand, sie tanzte sehr schön, und so konnte er sich nicht enthalten, selbst mit ihr zu tanzen. Einige seiner Bekannten sahen das, und schrien Mirakel. Er ließ sie schreien. Sie wußten nicht wer die Dame war, und wie nahe sie nun seinem Herzen lag.

Er machte sich immer bessere Ideen von ihr, die unter andern Umständen gewis schlimmer ausgefallen sein würden.

Ein warmer Händedruk, der ihm in jeder andern Lage wohllüstige Liebe geschienen haben würde, war jezt Gefühl und Ausbruch der Dankbarkeit, und für diese Dankbarkeit mußte er doch wieder dankbar sein, und erwiederte also den Händedruk eben so warm. Wenn im Tanze sein Körper ihrem Busen

zu nahe kam, so wirkte das elektrisch auf ihn, was in ihr so erkenntlich schlug, und sein Herz schlug ihr wieder warme Erkenntlichkeit entgegen.

Noch ehe er mit ihr weggieng, befand er sich einen Augenblik allein. Und so wäre denn meine so gepriesne Originalität nichts, nichts alles das feste Vornehmen, dem weiblichen Geschlechte ewig zuwider zu bleiben. So hatte ich unrecht, wenn ich glaubte, das läge nicht im Menschen, sondern könne von ihm getrennt werden, und es liegt wirklich in ihm. Ich der einzige, der dieser Leidenschaft widerstehen wollte, wäre also in ihre Neze gefallen, ohne mich dessen im geringsten zu versehen?

Aber ich kann nie heucheln. Ja, ich fühls, ich liebe sie, und ich wills ihr sagen, heute noch sagen, ich brenne vor Verlangen, es ihr zu entdeken.

Er eilte, sie nach Hause zu begleiten.

Hier warf sich die Schlaue ihm abermals zu Füssen. Sie beschwor ihn, den wärmsten aufrichtigsten Dank von Hand, Mund und Herzen anzunehmen. Sie versicherte seit dem Abschiede des Engländers, sei auch nicht eine Mannsperson über die Schwelle ihres Schlafzimmers gekommen. Sie habe ruhig und zufrieden gelebt, nur ihre einzige Unzufriedenheit sei die gewesen, daß sie ihn nicht sehen, von ihm keine Nachricht erhalten können. Endlich habe sie sie bekommen — gehört, er hasse das weibliche Geschlecht.

Dadurch habe sich der Werth seiner Handlung gegen Sie unendlich vermehrt, denn sie sei nothgedrungen gewesen, ihm Dank zu sagen. Sie halte diesen Tag für einen der heiligsten, da er unter ihrem Dache wäre, und sie wollte ihm das feierliche Versprechen thun —

Nur nicht aufzuhören zu lieben, erwiederte ihr Warnebach, der schon fürchtete, sie würde mit einer feierlichen Entsagung herausrüken —

Sie zu lieben — ja, das werde ich ewig — einen andern nie. Jeden andern Gefühlen entsage ich. Selbst, wenn mein Britte zurükkehren sollte, und sollte mich von ihrer Hand fordern, so werd ich ihn bitten, mich zu lassen. Thut ers nicht, so werd ich ihm zu Füssen fallen, und wird er nicht erweicht, so werd ich mich mit Gewalt von ihm losreissen. Und wenn sie auch bei ihrem Vorsaze beharren, Weiber zu hassen, so werd ich sie doch lieben, und diesen Haß ertragen können.

Er ist schon ausgerottet, bis auf die Wurzel ausgerottet, erwiederte ihr der verliebte Warnebach. Ich sehe wohl, man entläuft seinem Schiksale nicht. Alles vorhergegangene gehörte dazu, um mich auf diesen Grad für sie zu stimmen. Sie sind meine Gebieterin. Befehlen sie über mich.

Die Blondine fiel ihm mit allen Zeichen des wärmsten Enthusiasmus um den Hals. O! was soll ichs denn verhehlen, daß ich sie liebe, daß ich sie vom ersten Augenblik an geliebt habe, da ich sie

sahe. Personen wie mich, stünde Heuchelei in diesem Stüke schlecht an.

Ich war Gebieterin über meines Geliebten Herz, sie aber sind der Gebieter des meinigen. Ihr Betragen gegen mich, hat Ehrfurcht in mir erwekt, und ehrfurchtsvoll hätte ich mich darein gefunden, wenn sie mir befohlen hätten, ohne ihre Liebe zu bleiben. Sie schenkten sie mir, und, ich bin wie selig.

Warnebach an solche Auftritte nicht gewöhnt, sahe in dieser kunstreichen Verstellung ofne heitere Natur, sahe in ihren frechen Bliken, Schmachten der sanftesten Augen, sahe in den wohllüstigen Küssen, Opfer der Dankbarkeit gebracht. Und er, natürlich erwiederte diese Opfer, brachte aus Dankbarkeit gegen Dankbarkeit eines nach den andern, bis das lezte gebracht war, und er fand, man könne sehr gut die Philosophie mit der Liebe verbinden.

Von der Zeit an kam er nicht von Blondinchens Seite, und nach wenigen Tagen, war ihm so wohl bei ihr, daß er die Leidenschaft zu ihr, jeder andern Leidenschaft vorzog.

Alle Welt, verwunderte sich über diese Veränderung. Je nachdem die urtheilenden Köpfe oder Nichtköpfe waren, je nachdem wurde so oder so geschlossen. Einige glaubten, sein voriges Betragen wäre Verstellung gewesen, andere wollten es vom jezigen behaupten, und wieder andere schüttelten geheimnisvoll die Köpfe und stimmten keiner

Meinung bei. Das war die dümmste, folglich auch die boshafteste Gattung.

Warnebach gieng so weit, daß er dem Mädchen antrug sie zu heirathen. Das wies sie gleich von der Hand. Sie wollte gar keinem Zwange ausgesezt sein, das war wider ihre Grundsäze. Sie konnte als Maitresse die Welt auf eine ganz andre Weise geniessen, als wie, als Frau. Warnebach war als reicher Mann bekannt. So lange man eine Maitresse hat, ist man zu allen Thorheiten aufgelegt, weil man sie verlieren kann. Der Frau gesteht man keine einzige zu, denn man hat sie ja fest.

Blondinchen ließ sichs gar nicht merken, daß sie gern grosleben, daß sie an öffentlichen Orten erscheinen, daß sie Aufwand machen, daß sie spielen mögte. Allein sie erinnerte ihren Liebhaber immer, daß er seinen Reichthum nuzen und diese Art von Zerstreuung mitmachen sollte, um so mehr, weil er es ehemals gethan, und jezt durch ihre Gesellschaft davon abgehalten würde.

Viele Gründe bewogen ihn denn, es zu thun, besonders aber der, daß sie ihm versprach es mit zu machen. Da sie Geschmak dran blikken ließ, so übertrieb er es fast. Es gab keine Gelegenheit, wobei sie nicht zugegen sein mußte, und mit Pracht.

Einige ihrer Freunde liessen sich merken, daß sie sehr enge wohnte. Sie gab das zu. Aber sie sagte, daß sie schlechterdings ihre ganze Einrichtung

Warnebach überliesse, und wenn er wünschte, daß sie sich in einer Stube behelfen sollte, würde sie es zufrieden sein.

Dies wurde Warnebach hinterbracht. Er fand die Bescheidenheit des Mädgens ausserordentlich, und besorgte für sie eines der elegantesten Quartiere.

Er mußte sie immer bitten, Schmuk von ihm anzunehmen, und oft war er weg, ehe er sich umsahe. Wenn er frug, ob sie ihn verloren, sagte sie, sie habe ihn verkauft, um verschiedenen armen Familien aufzuhelfen, und er zürnte, daß sie ihn nicht um Geld dazu angesprochen. Sie bekam nun Summen zu diesem Endzwek, wovon die Armen freilich keinen Kreuzer zu sehen kriegten, sondern diese so wie das für den verkauften Schmuk, giengen alle in ihre Heimath, um dort auf sie zu warten, und eine gute Aufnahme und ein ruhiges Leben ihr zu bereiten.

Wenn sie zu Spieltischen kam, so mußte Warnebach sie sehr zum Spielen nöthigen, denn wenn sie schon große Neigung dazu hatte, so wollte sie doch wegen ihres unglüklichen Spiels ihn nicht in Unkosten bringen. Er zwang ihr denn eine Rolle Gold nach der andern auf. Daß sie freilich mit verschiedenen Banquiers Motie, manchmal die Banken ihr eigen waren, und sie sie nur verwalten ließ, das konnte Warnebach nicht wissen. Auch hatten, die

es wußten, zu viel Vortheile dabei, als daß sie es ihm hätten verrathen sollen.

Was waren aber Warnebach Geld und Güter gegen die Nächte, die er bei ihr zubrachte. Diese wußte sie ihm so zu versüßen, daß er Thor genug gewesen wäre, sein ganzes Vermögen für eine einzige Nacht hinzugeben, geschweige denn für die wiederholten Beweise ihrer Zärtlichkeit.

Wenn man freilich die Folgen nimmt, so waren die Nächte, die er für süß hielt, sehr bitter. Aber im Augenblike des Genusses waren sie es ihm.

Ob Blondinchen es aus Vorsaz that, daß sie seine Gesundheit mit seinem Beutel zugleich angriff, ob sie Begriffe von der feinen Politik hatte, die man jezt anwendet, dem Menschen das Garaus mit seinem Vermögen zugleich zu machen, damit er wenigstens weniger empfinde, oder kürzere Zeit empfinde, was er verloren, damit die Last des armen Lebens ihm nicht so schwer werde, davon kann ich nichts mit genauer Gewißheit bestimmen.

Genug, sie that das treulich. Jeder buhlerische Kunstgrif ward angewandt, um seine Nerven zu entnerven, um seine Lebenssäfte auszuziehen, und ihn siech zu machen.

Warnebach war weit entfernt die Ursache davon in dem Mädgen zu suchen. Sie hatte ihn offenbar sehr wenig gereizt, sie hatte oft in sich dringen lassen, ihm zu willfahren. Wie er anfieng schwäch-

lich zu werden, wollte sie durchaus von ihm entfernt leben. Er ließ das nicht zu.

Auch war er so verblendet, daß selbst das Schmelzen seines Vermögens seinem Wissen ein Geheimniß blieb, bis es zu spät war, auch nur etwas zu retten.

Warnebach hatte sehr vielen Kredit, und mit diesem hatte er sich immer geholfen. Auch stand er mit seinem Verdienst so, daß er noch lange ohne Betrüger zu werden, hätte fort wirthschaften vielleicht gar sich wieder aufhelfen können, wenn nicht eine starke Post, die er in einem Faliment verlor, dem Dinge einen Ausbruch gegeben. Warnebach sollte zahlen und konnte nicht sogleich.

Was ist das, sagte er bei sich. Er hatte manches Jahr gelebt, ohne in diesem Taumel nach seiner Bilanze zu sehen. Er nahm sie also jezt vor, und siehe da, sein Vermögen, sein sehr grosses Vermögen, war nichts mehr. Es war gerade so viel da, daß die ungeheure Schuldenlast, die er durch seinen Credit kontrahiret, bezahlt werden konnte, und übrig blieb ihm nichts.

Nun beschloß er, lieber als rechtschaffner Mann alles hinzugeben, und arm und klein zu leben, als durch einen Bankerott sich etwas zu erschinden, was ihm keinen Seegen bringen könnte.

Einigen seinen Vertrauten endekte er es, und zugleich, wie leid es ihm thäte, sein Blondinchen ins

Elend gestürzt, ihr eine grosse Lebensart angewöhnt zu haben, und nun sie verlassen zu müssen.

Diese wußten aber schon, was an der Sache war, wollten ihm das Herz nicht schwer machen, stekten sich aber hinter Blondinchen, und liessen ihr einige Nachricht von dem baldigen Sturze Warnebachs zukommen, worüber sie freilich ein wenig erschrak, sich doch aber sehr bald faßte, und sagte: Sie habe nichts, sie könne ihm nicht helfen, so gern sie wollte, was er ihr gegeben, hätten Arme von ihr wieder erhalten. Sie habe geglaubt, es sei unmöglich, daß Warnebach falliren könnte.

Man stekte ihr denn doch, um jeder Untersuchung aus dem Wege zu gehen, sei es besser, sie trenne sich von ihm.

Das war etwas, was sie lange gewünscht hatte, nur nicht gewußt, wie sie es klug genug anfangen sollte. Der abgezehrte Mann konnte ihr nicht mehr dienen. Eigentlich hatte sie auch genug von ihm, um als eine bemittelte Person in ihrem Vaterlande zu leben, und sie wünschte da ihre Eitelkeit zu befriedigen.

Sie nahm also den Weg, sich zu stellen, als wenn sie nichts von seinen verschlimmerten Vermögensumständen wüßte, und bat ihn aufs neue, er mögte um seiner Gesundheit willen ihr zugeben, daß sie sich wenigstens eine Zeitlang von ihm entfernte, damit er Muße bekäme sich zu erholen.

Warnebach nahm diesen Vorschlag an. Nach und

nach, dachte er, kann man es ihr wohl beibringen, daß ich nichts mehr für sie thun kann.

Wer sich darüber verwundern kann, daß diese Veränderung so schnell vor sich gieng, der bedenke nur, daß Warnebach auf einmal einsahe, diese Blondine koste ihn Vermögen, Ruhe, Gesundheit, und hätte ihn auch seinen ehrlichen Namen gekostet, wenn es noch ein wenig länger damit gedauert hätte. Was Wunder, daß die brennende Liebe die zwar sich immer gleich stark geblieben war, aber auch gleich stark immer die Folgen dieser Ausschweifung, durch einen siechen Körper sich eingefunden, daß diese Liebe bei der Aussicht eines rechtschaffenen Mannes ein Betrüger zu werden, auf einmal abbrach?

Genug darüber. Die Blondine reisete ab, und Warnebach war die gröste Last los, die auf ihm lag. Sie war unverschämt genug, noch Reisegeld von ihm anzunehmen. Denn anders kann man das nicht nennen. Hätte sie auch wirklich sich nicht gern blos geben wollen, daß sie bei Kasse wäre, so hätte sich ja wohl noch ein anders Mittel gefunden, das auszuschlagen, was vielleicht das einzige von seinem Vermögen ihm noch geblieben war.

Sie war kaum weg, so säumte Warnebach nicht, alle seine Creditoren zu befriedigen, und behielt den Namen eines rechtschaffenen Mannes. Man bot ihm Kredit und Geld an, aber sein siecher Körper theils erlaubte ihm nicht, dies anzunehmen, theils verließ er sich auf seinen Vater.

Dieser aber verließ ihn, und wollte nichts mehr von ihm wissen. Freilich hatte er pflichtmäsig genug gethan, aber ob ein Vater bei seinen Kindern blos die eingeschränkte Pflicht zu Rathe ziehen muß, das mögte ich nicht bejahen.

Warnebach faßte sich auch bei diesem Unglük. Er konnte sich wirklich unschuldig nennen, denn er hatte alles, was er gethan, in einem Taumel ausgeführt, den die Blondine so schlau zu unterhalten gewußt hatte. Er hatte in seiner Jugend alles gelernt, was zu den Vorübungen eines Gelehrten gehört. Er war vieler Sprachen mächtig, er wurde Sekretair, und brachte so sein übriges sieches Leben zu Ende.

Wenn ihn jemand auf seine Lebensgeschichte brachte, so pflegte er zu sagen: Nur keine Lieblingsleidenschaft. Lieber von allen etwas. Sie führen immer ins Verderben. Hätte ich nicht eine so unvernünftige Vorliebe zu Pferden gehabt, so hätte ich nie eine solche Thorheit begangen, einem Freunde eine Maitresse abzunehmen. Ich hätte mir es denken können, daß mein Britte sterblich wäre. Ohne diese Thorheit wäre ich nie in ein Weib verliebt worden.

Am schmerzhaftesten war es ihm, wie er hörte, Blondinchen habe ihn ganz vergessen, habe ihn wirklich ausgezogen, und lebe von seinem Vermögen. Nach und nach kamen so alle Schliche des Kreatürgens an den Tag, und jedes, was ihm

von ihr zu Ohren kam, war ein Stich in sein Herz.

Hat dieser Mann nicht sein Leben verkürzt? Verdient seine Geschichte nicht sorgfältiger beobachtet zu werden, als die manches Menschen, der sich aus Verzweiflung sein Leben nahm?

Chargebleu,
Selbstmörder, ohne es scheinen zu wollen.

Wie mancher, von dem wir glauben, er stirbt eines natürlichen Todes, oder er kommt durch einen Unglüksfall ums Leben, mag wohl selbst der Urheber seines Todes sein. Gewis, es ist dem Menschen Trieb, sein Leben zu erhalten. Und wo dieser Trieb wirklich aufhört, wo es dahin kömmt, daß man des Lebens los zu sein wünscht, da wird doch der, der seine Vernunft noch hat, es gern verläugnen wollen, daß dieser Trieb bei ihm unterdrükt ist, wird lieber wollen, die Welt glaube, er sei eines natürlichen Todes gestorben.

So sehr man mir die Liebe zum Leben beim Menschen vordemonstrirt, so glaube ich doch, daß ein großer Theil das Leben nur lieb hat, weil es Gewohnheit geworden, das allgemein zu behaupten. Es gehörte oft wenig dazu, uns das Leben zuwider zu machen.

Ich liefre hier meinen Lesern ein merkwürdiges Beispiel, daß der geheime Wunsch nicht für einen

Selbstmörder gehalten zu sein sehr in der Natur des Menschen liegt, wenn er es gleich ist.

Diese beiden Säze widerstreiten sich gar nicht. Leben überdrüßig sein, und nicht so scheinen wollen, besteht zusammen.

Chargebleu war von Jugend auf dem Soldatenstande bestimmt. Seine ganze Erziehung war militairisch. Er war jüngerer Sohn einer Familie, die viel Glanz und wenig Vermögen hatte. Chargebleu mußte mit einer kleinen Zulage von Hause in Dienste treten.

Er hielt sich vortreflich, da eben Kriegszeit war, und brachte es in wenig Jahren bis zum Hauptmann. Hier war der Zeitpunkt, wo sein Vater starb, und er freuete sich im Stande zu sein, seiner Mutter und seinen Geschwistern einige Unterstüzung zu verschaffen, da sein älterer Bruder der Besizer der Familien-Güter sehr hart und unbarmherzig verfuhr.

Aber das Glük hatte beschlossen, Chargebleu sollte nach dem Tode seines Vaters kein Lächeln, wenigstens nicht bis zum Genuß von ihm erhalten.

Gleich nach dieser traurigen Epoche und nachdem Chargebleu für Mutter und Geschwister nach Möglichkeit gesorgt hatte, bekam er eine Affaire d'honneur, wobei er so unglüklich war, seinen Gegner zu erstechen. Seine Unschuld bei der ganzen Sache, die zu deutlich erwiesen wurde, half ihm so weit durch, daß er den Abschied nehmen durfte.

Um ihn selbst that ihm das gar nicht weh, aber wohl um seine Mutter. Es ist ein trauriges Schiksal, sagte er zu dieser, indessen muß man ihm nachgeben. Ich werde meinen Muth in andre Länder tragen, und nicht minder im Stand sein, Sie zu unterstüzen.

Chargebleu hatte von jeher Lust zum Seedienst gehabt. Sein Vater hatte es nie zugeben wollen. Izt war ihm dieses Hinderniß aus dem Wege. Izt nahm er seine Maasregeln nach eignen Gutdünken, und bald hörte man von Chargebleu Tapferkeit. Aber auch dieses dauerte nicht lange. Der arme Chargebleu ward gefangen, und fiel in die Hände der Barbaren.

Die Geschichte seiner Sklaverei die er nicht hinterlassen hat, mag nicht wenig merkwürdig gewesen sein. Was Tradition davon fortgepflanzt, ist, daß er hart gehalten wurde, daß seines Herrn erste Geliebte ihn erlößte, und mit ihm zu Schiffe davon gieng, eine Sache, die um so richtiger sein kann, da sie eine Europäerin war, uud es unmöglich diesen Nationen dort besonders in die Länge der Zeit gefallen kann, und sie alles anwenden werden, in ihr Vaterland zurükzukehren.

Das Schiff, auf welchem Chargebleu gefahren war, gieng unter, und seine Retterin wurde ein Raub der Wellen. Er kam davon, freuete sich nur um seiner Mutter willen davon gekommen zu sein, hatte aber bis auf einen einzigen schönen Stein,

den er am Finger trug, die ganze Habseligkeit seiner reichen Geliebten verloren. Das vorbei segelnde Schiff, welches ihn aufgenommen hatte, mußte einen weiten Weg reisen, und der Mangel ward bei beständigen widrigen Winden so groß, daß man sich genöthigt sahe an einer kleinen wüsten Insel zu landen, wo man aber nichts, als Wasser fand, und, eine unerhörte Grausamkeit! den armen Chargebleu, einen alten Mann, der als Passagier mit seiner Tochter auf dem Schiffe war, nebst diesem 14 jährigen Mädgen auf der Insel zurük ließ.

Wunder, daß man die Menschlichkeit noch so weit trieb, der Sache den Anstrich zu geben, als ob sie sich verspätet, welches diese aus einer an einen Pfahl bevestigten Inschrift ersehen konnten.

Wie diese drei armen Menschen sich mögen angesehen haben, da sie dieses ihr Urtheil erblikt, davon läßt sich wohl nicht leicht ein Begriff machen. So etwas muß man selbst gefühlt haben. Genug, es war, als ob der Tod in ihnen zitterte. Chargebleu war der gefaßteste. Der alte Mann wollte in Thränen zerfließen, und die Tochter stand ihm treulich mit ihren Aeuglein bei.

Was ist hierbei zu thun, sagte Chargebleu. Muth gefaßt und alles wird noch gut gehen.

Sie machten sich auf Chargebleus Rath auf, und stiegen über die Felsen die vor ihnen lagen. Zuweilen trugen beide Männer die kleine Jenny, wenn es ihr gar zu sauer wurde. Viel besser sagte er,

werden sie es auf dem Schiffe auch nicht haben, da sie hier keine Lebensmittel gefunden. Den Hungertod zu sterben, ist immer schreklich, aber doch sind auf dem festen Lande eher Rettungsmittel, als auf dem Schiff.

So tröstete sie der gute Jüngling, denn das war er wirklich fast noch. Er war 21 Jahr alt und hatte schon so viel erfahren, schon so viel Unglük gehabt. Wenn schon ihn selbst der Hunger plagte, so fand er doch noch Trostgründe hervor, um die andern zu trösten.

Meine Leser werden verzeihen, daß ich eine ganz kleine Robinsonade mit hineinwikeln muß. Aber da sie zur Geschichte gehört, und Chargebleu selbst alles als Wahrheit erzählt, so verlohnt es sich schon der Mühe.

Sie kamen an einen klaren Bach. Der Durst hatte sie schon sehr gepeinigt. Sie hatten beinahe den Hunger darüber vergessen. Sie hielten sich erquikt, und nahmen dies schon als eine glükliche Vorbedeutung. Chargebleu schlug vor, dem Bache nachzugehen, weil dergleichen Gegenden eben nicht unfruchtbar zu sein pflegten.

Wirklich kamen sie an einige Fruchtbäume. Sie kosteten die Früchte derselben, und fanden sie von Geschmak wie Aepfel. Sie assen sich vollkommen satt. Sie dankten dem Himmel, daß er sie hergeschikt, um hier nicht den Hungertod zu sterben, ei-

nen Beweis abzugeben, daß der Himmel Brod auch in einer Wüste wachsen lasse.

Die Nacht wurde kühl. Sie machten sich ein Feuer an, legten sich ins Gras, und dekten sich so gut sie konnten mit Reisig zu. Sie schliefen alle drei fest und erwachten nicht eher als am frühen Morgen. Sie waren erquikt, so wie die ganze Natur es war. Es war ein heiterer schöner Morgen. Ihr Muth war sehr gewachsen. Der Alte und Chargebleu sprachen schon von einem Hüttenbau, den sie an diesem fruchtbaren Ufer anlegen wollten.

Sie giengen indessen noch ein Stükgen weiter dem Bache nach. Sie kamen bald in ein ordentliches Paradies, alle Arten von Früchten strahlten ihnen entgegen. Ihr Plan war bald verändert. Nun sollte die Hütte in diesem friedehauchenden Thale aufgeschlagen werden. Es wurde schnelle Hand angelegt, und weil eben kein Zierrath dabei nothwendig war, so gieng es mit dem nothwendigen desto fixer. Die eine Nacht wurde nur noch im Freien zugebracht, die andre schon im neuerbauten Palais.

Bisher jezt waren Früchte unsre einzige Nahrung gewesen, das wollte uns aber nicht bekommen. Endlich fanden wir auch eine Art von türkischen Korn. Kurz schreibt Chargebleu, in seinen kleinen Aufsaze hierüber, wir ahmten alles nach, was uns die in der Jugend gelesene Geschichten der Robinsone noch ins Gedächtniß zurükzuziehen vermogten.

Wir hatten verschiedene Arten von Speisen, Eier, Enten, Vögel, Fische, Brod, Früchte, nur im Getränk keine Abwechslung, es war ewig Wasser, allein dem ohngeachtet kann ich nicht klagen, daß es uns alltäglich geworden wäre. Es bleibt immer der reinste helleste Naturtrank, der nie Ekel verursacht, und bei dem man gesund und heiter bleibt.

So gieng uns ein ganzes Jahr hin. Niemand klagte, nur der Alte war mehrentheils misvergnügt. Die gute Jenny desto weniger. Sie schwazte, spielte, schäkerte. Sie hatte einen guten natürlichen Verstand und ein vortrefliches Herz. Ich suchte dies alles noch mehr auszubilden. Ich gab mir viel Mühe ihr Sprachen beizubringen, und sie hatte einen gelehrigen Geist. Der Vater murrte aber immer, und sagte, wozu das Zeug alles helfen sollte, da wir doch hier uns hinplaken müßten. Ich halte immer väterliche Ehrfurcht für den Greis. Ich stellte ihm vor, daß es wenigstens Zeitvertreib wäre, und daß man anwenden müsse, was man könne, um sich die Langeweile zu zerstreuen. Wenn er es aber nicht gern sähe, so könnte ichs auch unterlassen.

Das wollte er mir denn doch nicht befehlen. Er war mir gewissermaßen alles schuldig, weil ich die schwerste Arbeit verrichten mußte. Ich hatte ihm aber auch wieder Obligation, denn ich war so wie ich aus dem Schiffbruche gekommen. Er hatte aber

Kleider und Wäsche bei sich, denn seine Sachen hatte man ihm ausgesezt, und er half mir damit aus.

Er ließ mich also gehen, und ich führte meine Lektionen bei Jenny fort. Ich vergaß über ihre Vorzüge nach und nach meine erste Geliebte, und ihre verlornen Reichthümer. Jenny fieng an Eindruk auf mein Herz zu machen. Ich liebte sie schon. Ich redete mit dem Alten einmal davon, was er denn eigentlich für eine Bestimmung mit seiner Tochter im Sinn hätte?

Ich merke was sie wollen, sagte er. Hier ist mein Entschluß. Ein Jahr sind wir hier. Sind wir es noch zwei Jahr, so sollen sie das Mädgen haben. Eher nicht. Kommen wir von hier weg — sie ist versprochen, dann kann ich sie nicht geben.

Ich fuhr mit meinem Unterricht fort, und bemerkte zu meinem großen Herzeleide, daß der Vater ein sehr genaues Auge auf uns hätte. Wenn er mich hier nicht einmal für ehrlich hält, wie sollte man denn da in der Welt jemanden dafür halten, sagte ich.

Ich lebte so mein Leben fort. Ein Jahr gieng noch wieder hin, ohne daß ich weiter ein Wort erwähnte. Der Alte aber wurde noch unruhiger als er vorher gewesen war. Er mußte etwas auf seinem Herzen haben, das merkte ich jezt.

Eines Tages giengen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir weit in die See hinein sehen konnten. Wir erblikten ein Schiff auf der Höhe. Der Alte

wollte verzweiflen. Er raufte sich die Haare aus. Jenny und ich hatten alle Mühe ihn zu trösten, und ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Endlich gab ich den besten Trost. Ich bemerkte, daß das Schiff auf uns zusteuerte. Ich sagte ihm das. Er rafte sich von der Erde auf, wohin er sich geworfen hatte, und sahe hin. Er erblikte das nun selbst. Er fiel mir um den Hals. Er bat mich inständig, ich mögte mich ans Ufer begeben, und acht haben.

Ich gieng hin, und ließ Jenny bei ihm. Das Schiff landete glüklich. Ein Boot wurde ausgesezt. Einige Menschen stiegen ans Land. Ich erkannte sogleich den Unterlieutenant unsers Schiffes, welches uns ausgesezt hatte.

Er lief auf mich zu, umarmte mich und sagte: Gottlob, du lebst noch. Lebt Jenny noch? Ihr Vater? Ich bejahete es.

Ich konnte die Unmenschheit nicht billigen, die man an euch begieng, aber ich vermogte der Menge nicht zu widerstehen. Man behauptete man wäre drei Mäuler los, und das erhielte die nothwendigen Menschen desto länger. Drei Tage darauf begegneten wir einem Schiffe, das uns Proviant genug mittheilte. Ich konnte die Menschen nicht bewegen, wieder umzukehren, um euch dem Hungertode zu entreissen. Entweder, sagten sie, wäret ihr schon tod, oder ihr hättet Nahrung gefunden, und in beiden Fällen wärs eine Thorheit umzukehren. Auf der Rükreise würden wir es ja sehen.

Den Rükweg mußten wir aber einer ganz andern Tour nachgehen. Ihr seid mir diese ganze Zeit über, nicht aus den Gedanken gekommen, und das Glük hat es gerade so gewollt, daß ich den Weg wieder reisete.

Jezt giengen wir zum Alten, der vor Freude ganz ermattet war, und nur bat, ihn geschwind aufs Schiff zu bringen, damit ein Zufall es nicht etwa wieder von der Insel trennte. Er wollte lieber im Wasser umkommen, als länger die Angst haben.

Wir liessen nun unsre ganze kleine Einrichtung im Stich, die mir sehr wohl that, da ich mit Jenny sehr glükliche Tage durchlebt, und so mich an sie gewöhnt hatte, daß ich nicht ohne sie sein konnte. Bei dem armen Mädgen war der Fall der nemliche. Wir waren beide nicht sehr vergnügt. Des Vaters Ausspruch, daß er sie einem andern versprochen, lag uns unaufhörlich in der Seele.

Wir merkten auch sehr bald, daß etwas daran wäre, denn er machte sehr saure Gesichter, wenn wir freundlich mit einander sprachen, und hatte seiner Tochter oft verboten, sich nicht mehr mit mir abzugeben.

Der Hafen an welchen wir landeten, stand unter spanischer Botmäßigkeit. Es lagen verschiedene fremde Schiffe da vor Anker, mit denen wir Bekanntschaft machten, und auf einem derselben fand der Alte zu meinem und Jennys Unglük den Mann, dem er seine Tochter verkauft hatte.

wirklich verkauft, denn jener hatte ihm, da Jenny acht Jahr alt war, eine Summe Geldes geliehen, oder vielmehr unter der Bedingung geschenkt, daß er ihm Jenny verheirathete. Jezt machte dieser seine Ansprüche geltend. Ich hatte meinen Stein noch, den ich von meiner ersten Geliebten gerettet. Ich machte ihn zu Gelde und bot ihm die Summe an. Er schlug sie aus. Jenny wäre zu schön, hätte zu viel weibliche Vollkommenheiten, als daß er sie nicht zur Gattin nehmen sollte.

Sie will dich aber nicht, sagte ich zu ihm, sie will mich.

Aber der Vater will sie mir geben, und da muß sie.

Ich mogte dem Unmenschen Vorstellungen machen, wie ich wollte, es half alles nichts. Ich und Jenny, wir warfen uns dem Vater zu Füßen, umfaßte seine Knie, flehten um Mitleid. Alles half nichts. Der Alte war unerbittlich. Er sagte, er könne mich nicht ausstehen.

Wie empfindlich war mirs, von einem Manne mir das sagen zu lassen, der mir sein und seiner Tochter Leben zu verdanken hatte, den ich ganz allein von Verzweiflung gerettet, den ich zwei Jahre gepflegt, als ob er mein leiblicher Vater wäre.

Er hatte auch mit seiner Tochter kein Erbarmen. Er verfluchte sie, wenn sie seinem Befehle nicht gehorchen wollte. Er tobte gegen sie. Die gute Jenny blieb standhaft. Aber die Sache kam vor

Gericht. Weis Gott welch ein Gesez da herrschte. Die Tochter wurde des Vaters Willkühr überlassen. Für meinen Unterricht und Pflege des Vaters wurde mir eine Summe vom Vater zugesprochen.

Nun waren also meine Hofnungen dahin. Meine Jenny war verloren. Ich weinte an ihrem Halse zum leztenmale. Der barbarische Vater konnte bei diesem Anblik selbst seine hämische Freude nicht verbergen.

Der andere Tag war zur Vermählung fest gesezt. Jenny wurde fast hingeschleppt zum Altar. In meinem Leben werd ich keinen gräßlichern Tag erleben. Ich war standhaft genug das gezwungene Ja von ihren Lippen mit anzuhören, und der gepreßte Seufzer, den sie dabei ausstieß, mußte zu den Ohren des Weltrichters gekommen sein. Er rächte diese Bosheit an dem, der sie hätte verhindern können, an den erzwungenen Gatten der Unglüklichen. Er kam nicht zum Besiz derjenigen, nach welcher er geseufzt hatte, und die er sich durch Zwang eigen gemacht. Wenig Stunden nach der Trauung wüthete sie schon in Raserei des hizigsten Fiebers, und die Aerzte, die gerufen wurden, sprachen ihr das Leben ab.

Jezt wurde der Unmensch menschlich. Hätte ich sie dir doch gelassen, sagte er zu mir. Mit diesem ihrem Elend erstiken sich alle meine wohllüstigen Wünsche. Blos diese Leidenschaft ließ mich auf die Verbindung dringen. Aber das glaubte ich nicht,

daß die Wirkung des Zwanges so schreklich sein würde.

Den Vater rührte gar nichts. Er hätte sie können hinsterben sehen, ohne im geringsten die Mine zu verziehen. Wenns nicht anderst ist sagte er. Ich verliere nichts mehr an ihr. Bei mir hätte ich sie nicht mehr haben können. Für Väter sind Mädgen gar nichts. Wenns ein Junge wäre, denn sollte er mir leid thun. So achtete ich ihrer nicht.

Jenny, arme unglükliche Jenny. Du starbst, ohne den Trost zu haben, mich noch einmal zu erkennen, und zu sehen, wie ich um dich weinte. O wie selig war ich mit dir auf der wüsten Insel! Warum mußte das nicht unser Loos bleiben? Warum muß Menschlichkeit Unmenschlichkeit zuwege bringen? Warum mußte das weiche Herz des Unterlieutenants Gelegenheit geben, daß wir nicht glüklich wurden?

Bei einer dieser Aufrufungen, war der Vater des Mädgens zugegen. Deine Rechnung ist falsch sagte er. Du hättest sie nimmermehr bekommen. Ich hätte eher dich oder das Mädgen umgebracht, ehe ich sie dir gegeben hätte.

Ich erstaunte. So wäre die Vorsehung doch weise! O armer Mensch, warum lehnst du dich gegen sie auf. Aber ein Karakter wie der des Vaters ist mir doch nie vorgekommen. Er sagte mir das mit teuflischer Freude. Er konnte am Sterbebette der Tochter sizen, und das sagen. Er konnte ihr

dabei ins Gesicht sehen. Ihre Angst, ihre Zukungen, ihre Verwünschungen, ihr Wimmern, ihr Klagen — nichts — nichts rührte ihn.

Sie starb schreklich. Ich und ihr Mann versöhnten uns über ihren lezten wilden Blik. Der Vater war nicht zugegen. Man sagte ihm, sie wäre todt. Gut antwortete er, und blieb kalt. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

So weit geht Chargebleu eigne Erzählung von diesem Vorfall. Er tröstete sich damit, daß er nun doch das von dem Stein gelösete Geld noch hätte, und die Noth seiner Mutter und Geschwister, in welcher er sie gewis glaubte, in etwas lindern könnte.

Nach einer langen Reise auf welcher er noch vieles Ungemach ausgestanden, kam er in seine Heimath an. Er fand seine Mutter und seine Schwester — todt, für Elend und Kummer gestorben. Sein reicher älterer Bruder hatte nichts für sie gethan. Er besuchte ihr Grab, und weinte da.

Sein jüngerer Bruder hatte sich mit dem ältern vereinigt, und seinen Karakter angenommen. Sie glaubten Chargebleu lange todt. Deswegen war ihnen die Erscheinung sehr unwillkommen. Sie wandten alle Mittel an, ihn zu vertreiben. Sie hezten an der Familie des Erstochenen. Man wollte den Prozeß erneuern. Man suchte Chargebleu auf. Er merkte, er werde ein Opfer der Chikane werden. Er nahm also den Weg, sich wegzumachen.

Er mußte sich wieder den Gefahren der See anvertrauen, um in das Land zu kommen, in dessen Diensten er war. Er war kaum ausgestiegen, als er schon arretirt wurde. Diejenigen, die von dem untergegangenen Schiffe außer ihm entkommen waren, hatten, da es bei diesem Untergehen nicht gar zu redlich zugegangen war, die ganze Schuld auf ihn geschoben. Seine Sache wurde zwar gut, und er unschuldig befunden, aber wie denn die Gerechtigkeit manchmal wunderlich spielt, so war auch diesesmal sein Schiksal nicht ganz günstig. Er wurde verurtheilt die Kosten des Prozesses zu tragen, und das nahm den grösten Theil seines Vermögens weg. Er bekam Abschied, weil man sich fürchtete, einen Mann in Diensten zu behalten, der wegen einer Verrätherei auch nur angeklagt worden.

Damals mogte der Gedanke in Chargebleu wohl reif schon sein, den er nachher ausführte. Er lebte im Stillen noch eine Weile als Philosoph. Er dachte den Schiksalen wohl nach die ihn getroffen. Er nahm auf einem Kompagnieschiff als Freiwilliger Dienste wo man ihn, als einen erfahrnen Seemann gern aufnahm.

Er hatte einen Freund, der von ihm getrennt lebte, dem er sich aber zuweilen durch Briefe mittheilte. Dieser wußte alles, was der Leser jezt von ihm weiß, und hatte verschiedene Papiere von ihm in Händen.

Das Schiff kam nach einigen Jahren von der

Reise zurük, und brachte die Nachricht: Chargebleu sei, da er auf einen Mast steigen wollen, ins Wasser gefallen, und ertrunken.

Der Freund der mir die Geschichte erzählte, sagte: dem sei nicht so, und theilte uns folgenden Brief mit, den er ihm geschikt, ehe er das Schiff bestiegen.

Mein Bester!

Dies ist der lezte Brief, den Sie von mir erhalten. Sie wissen meine ganzen Schiksale. Unaufhörlich war mir das Glük zuwider, verfolgte mich, ließ mir keine Ruhe. Ich verlor meinen Vater zu einer Zeit, wo ich ihn am meisten brauchte. Meine Mutter und Schwester sind vor Hunger und Kummer gestorben. Meine besten Jahre hab ich in Angst und Gefahren zugebracht.

Zwei theure Geliebte von mir starben vor meinen Augen. Jezt kommen meine schlechtern Jahre. Was hab ich zu hoffen, und was zu erwarten? Ich will dem entgehen. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Ich mag ihn aber auch nicht schmerzhaft haben. Ich habe einst einen Sklaven gesprochen, der ins Wasser gefallen, und nach einer halben Stunde wieder herausgezogen wurde. Er sagt, er habe keine Empfindung davon gehabt.

Dies soll mein Tod sein. Leben Sie wohl, mein Freund. Vergessen Sie mich, so denkt kein Mensch mehr an mich.

Bellis,
unglüklicher Selbstmord aus Delikatesse.

Lisidor war einer der ersten Handelsmänner in P*. Seine Geschäfte erstrekten sich ausserordentlich weit. Der Aufträge die er bekam, waren so viel, daß er sich in den Stand gesezt sahe, einer zahlreichen Menge Menschen Brod geben zu können. Für den Reichthum arbeitete er nicht mehr. Er wußte kaum, wie viel er besaß. Wenn ihm eine Entreprise angetragen wurde, bei welcher blos viel Geld zu gewinnen war, so unternahm er sie gar nicht, sagte man solle sie andern fleißigen thätigen Menschen zuwenden, die das Glük noch nicht so überflüßig versorgt hätte, und schoß vielleicht selbst das Geld zu wenig Prozenten her.

Wars aber ein Unternehmen, wobei es darauf ankam, einem gedrukten Menschenhaufen aufzuhelfen, denn ließ er sichs nicht zweimal sagen.

Den Leuten Brod schaffen, Wohlstand in ganzen Kolonien verbreiten, Distrikte urbar machen zu lassen, die wüste waren, um Bettler in wohlhabende Menschen zu verwandeln, das waren so Dinge, zu welchen er nicht nur bereitwillig war,

wenn sie ihm angetragen wurden, sondern er suchte selbst die Gelegenheiten dazu auf.

So emsig er daran arbeitete, dem ganzen Menschengeschlechte nüzlich zu werden, so dankbar war er im Gegentheil auch, wenn man ihm Dienste geleistet hatte, und sie mogten nun ihn selbst, oder sie mogten einen Gegenstand betreffen, dessen Glük er im Sinn hatte, genug er belohnte gewöhnlich auf der Stelle und allemal reichlich.

Seinem Herzen am nächsten lag ein junger Mensch, den er bei sich hatte, Namens Sellis, ebenfalls eines Kaufmanns Sohn, der ihm die vortreflichste Erziehung hatte geben lassen, aber unglüklich genug war, durch boshaften und vorsezlichen Banquerott eines großen Hauses sein ganzes Vermögen zu verlieren. Ihn rieb Gram und Kummer auf. Er stand mit Lisidor in Verbindung, und da er in ihm den so ganz rechtschaffenen Mann kannte, so glaubte er nicht besser zu thun, als wenn er seinen Bellis ihm überließe. Er schikte ihn mit folgendem Briefe gerade an ihn.

Lieber Lisidor!

„Hier schike ich Ihnen meinen Sohn, den „einzigen Schaz, das einzige Gut, welches „mir von so vielen Reichthümern übrig geblie„ben ist. Meine verlornen Reichthümer sind „es nicht, die ich darunter verstehe. Es sind

„die grösseren Schäze aus dem Reiche der „Menschheit. Mein Weib ist vor Gram dahin gestorben. Meine Tochter raubte mir eine Krankheit, und ich habe sie nicht beweint. „Denn was hat in unsern Tagen ein armes „Mädgen mit einer reichen Erziehung zu erwarten. Der Junge ist noch da, obgleich „mir schon einigemal der Wunsch entfahren ist, „er mögte tod sein. Ist das Sünde, so vergebe mir sie Gott.

„Indessen todschlagen kann ich ihn nicht, „und was mich tröstet, ist, daß ich nicht glaube, daß er des Vaters Unglük auf ihn forterben wird. Gelernt hat er was, und die „Ehrlichkeit ist er selbst.

„Ich kenne Sie, mein Herr, zwar nicht „von Person, aber ich kenne ihre Handlungen, und sie sind so, daß ich nicht zweifele, „der Sohn, den ich Ihnen schike, wird Ihnen ein willkommnes Geschenk sein. Ich bin „dem Grabe nahe, ich kann nicht mehr für „ihn sorgen. Sie zum Vater aber, lasse ich „ihn in beneidenswerthen Umständen.

Bellis kam mit diesem Briefgen, und Lisidor hatte kaum gelesen, als er ihn herzlich umarmte, und sagte: Bellis, du bist von heute an mein Sohn! Dein Vater hat mir unendlich geschmeichelt, daß er dich mir gab. Kein Mensch in der Welt hat mich noch so hoch geehrt.

Bellis küßte ihm zutraulich die Hand Mein Vater hat mirs wohl gesagt, sagte er, daß ich in Ihnen den freundlichsten Mann treffen würde. Aber kindlicher Gehorsam sei auch der kleinste Lohn von mir.

Bellis hatte seinem Sohne Lehren gegeben, die er als Jüngling von siebzehn Jahren nur zu schön in Ausübung brachte. Lisidor sahe seine Freude in den ersten acht Tagen an ihm. Er schrieb dem Vater einen äußerst verbindlichen Brief, der nicht nur voll Dank und voll Mitleid, sondern auch voll thätiger Hülfe war, denn er enthielt eine Summe Geld, mit welcher der Alte seine kummervollen Tage pflegen sollte. Er bot ihm sein Haus zum Aufenthalt an, wenn er noch es wagen wollte, eine solche Reise zu unternehmen. Er wollte ihm das Vergnügen nicht entziehen, seinen Hofnungsvollen Sohn immer vollkommner werden zu sehen.

Der junge Bellis zweifelte keinen Augenblik sein Vater würde das Erbiethen annehmen; er hoffte auf die Nachricht, wie das Kind auf das schönste Geschenk.

Wie oft werden aber der besten Menschen glüklichste Hofnungen zu Wasser! So gieng es auch dem Pflegevater und seinem vortreflichen Sohne. Anstatt einer erfreulichen Antwort bekamen sie einen Trauerbrief. Er war von einem armen Manne, der unter andern folgendes schrieb:

„Es fand sich kein Mensch, der sich des „unglüklichen kranken Bellis angenommen hätte. Die Thüren derer, denen er Wohlthaten „erwiesen, waren sogar für ihn verschlossen. „Man wollte ihn nicht aufnehmen, und die „Wirthsleute, die ihn bisher im Hause gehabt, „verstiessen ihn, weil sie, wie sie sagten, keine „Bettler herbergen wollten. Da nahm ich ihn „zu mir. Ich hatte nur eine Stube, die theilte ich mit ihm. Ich wartete ihn, und pflegte seiner so gut ich konnte, und mein kleines „Einkommen es zuließ.

„Immer war sein Wunsch, nur noch zu „wissen, wie sein Sohn angekommen, denn „daß er gut aufgenommen wäre, daran war „kein Zweifel in seinem Herzen. Er wurde „indessen immer schwächer. Den Tag vor seinem Ende hatte ihm der Himmel die Freude „noch vorbehalten, Ihren vortreflichen Brief „zu bekommen. Ich mußte ihm denselben „vorlesen. Gottlob rief er mit allen angespannten Kräften. Nun sterbe ich schon ganz „ruhig.

„Er starb wirklich den andern Tag. Man „hatte von dem erhaltenen Gelde etwas erfahren, und da die Gläubiger dachten, es wäre „eine alte eingegangene Schuld, so kamen sie „gleich, nachdem ich ihn standesmäßig begra-

„ben lassen, um Red und Antwort von seinem „Nachlaß zu haben.

„Ich zeigte Ihren Brief, und alles war „still. Vielleicht hätten sie doch noch Ansprüche daran gemacht, weil es Geschenk, und „also nunmehro Eigenthum wäre, allein sie „schämten sich, daß sie gar nichts für den Unglüklichen gethan, und so meinten sie, wollten sies dem Sohne lassen. Einer munkelte „davon, ob ichs auch wohl ehrlich übermachen „würde. Aber mein aufgehobnes spanisches „Rohr machte ihm Beine.

„Hierbei folgt der Rest des Geldes.

Es lag überdem eine genaue sehr gewissenhafte Spezifikation der Ausgaben dabei, und sie waren von denen unterschrieben, die sie empfangen.

Lisidor und Bellis weinten um die Wette, doch trösteten sich beide damit, daß der Alte doch den Brief noch erhalten. Beide aus verschiedenen Gründen. Bellis freuete sich, daß sein Vater noch die ganze Größe von Lisidors Charakter kennen lernen, und Lisidor war froh, daß er die Gewisheit mit ins Grab genommen hatte, sein Kind sei in gute Hände gefallen.

Nachdem der erste Schmerz vorüber war, frug Lisidor, ob denn der Mann, der den guten Bellis aufgenommen, wirklich so arm wäre?

Sehr arm, erwiederte Bellis, aber der ehrlichste Kerl. Ich erinnere mich, daß er meinem Va-

ter oft wichtige Dienste geleistet, und immer noch böse gewesen war, wenn man ihn dafür belohnen wollen, so fest war bei ihm der Begriff von Uneigennüzigkeit.

Da muß der Mann nicht mehr darben, sagte er. Was meinst du Bellis, wenn ich das Geld, was er mir zurükgeschikt, ihm schenkte? Es gehört eigentlich dir.

Mir? Herr Lisidor. Nein! Nimmermehr. Ich habe ja bei ihnen alles, was ich bedarf. Wozu soll mir mehr? Wozu Geld? Ich hätte sie wirklich schon gebeten, etwas für diesen Mann zu thun, aber ich wagte nicht, Ihre Güte zu misbrauchen.

Zu misbrauchen? — Meine Güte misbraucht man nur dann, wenn man mir Unmenschlichkeit zutraut. Eine Handlung dieser Art unbelohnt lassen, heißt aufhören Mensch zu sein. Dieser arme Mann giebt allen Reichen ein unwidersprechliches Beispiel der edelsten Denkungsart.

Lisidor schikte das Geld fort. Aber er schrieb dem Manne wieder einen Brief, der mehr werth war, als das Geld, worinn er ihm alle die verdienten Lobsprüche gab, und der zum Unglük verloren gegangen ist, so daß ich diesen Beweis von Lisidors schönen Karakter nicht beibringen kann.

Indessen wuchs Lisidors Liebe zu Bellis immer mehr. Allein sie blieb in ihren Schranken.

Er wollte keinen verzärtelten Weichling aus ihm machen. Bellis genos also vor den andern Mitarbeitern in der Handlung keines andern Vorzuges, als der mehreren Liebe Lisidors. Einige Jahre schaften ihm auch mehreres Zutrauen, und da sein Fleiß und seine Geschiklichkeit zunahmen, und in Ansehung des Buchhalters eine Veränderung vorgieng, so bekam Bellis die Aufsicht über die ganze Handlung.

Das war ihm besonders schmeichelhaft, da Lisidor, ganze Jahre zuweilen abwesend sein mußte, und er ihm jedesmal, wenn er zurükkam, neue Beweise von Ordnung, Fleiß und Treue geben konnte.

Wenn Lisidor einmal wiederkehrte, und so Fleiß, Thätigkeit, und Güte in dem Menschen gewachsen sahe, so freuete es ihn wohl, aber eins schmerzte ihn, daß er nicht eine Tochter hätte, mit deren Hand er ihm sein ganzes Vermögen hätte geben können. Wo werde ich, sagte er oft im Stillen zu sich selbst, wo werde ich ein Mädgen finden, die meinen Bellis glüklich macht. Sie sind alle jezt verzogen, ihre Seelen sind geschmükt wie ihre Körper.

Lisidor hatte in seinen frühern Jahren aus Liebe geheirathet, und diese Liebe war schnell durch den Tod seiner Frau, in ihrer ersten Stärke unterbrochen worden. Seit der Zeit hatte er nicht daran denken können, wieder zu heirathen,

Immer im Begriff für Bellis Sorge zu tragen, stießen ihm immer wieder neue Hindernisse auf, die seine Abwesenheit von S. P. erforderten.

Ehe er die lezte Reise, die ein wenig weit war, unternahm, sagte er, in väterlichem Tone zu Bellis: Lieber Junge, ich wünschte dich verheirathet zu sehen. Du kannst dann ruhiger wirthschaften. Sich dich doch indessen unter den Töchtern des Landes um und such dir etwas aus.

Bellis antwortete obenhin darauf. Er war wirklich so sehr im Geschäfte vertieft, daß er wenig an Triebe der Natur dachte.

An einem schönen Abend aber begegnete ihm auf einer Promenade ein Frauenzimmer, das mit dem sittsamsten, schüchternsten Blik an der Seite einer Dame wandelte, die man für ihre Mutter halten mußte.

Nie hatte ein weibliches Geschöpf den Eindruk auf Bellis gemacht, den er hier empfand. Sein Herz war nicht blos gerührt. Es war zerrissen. Unwillkührlich mußte er ihr nachgehen, und vor dem Hause in welches sie trat, blieb er wie versteinert stehen.

Er gieng nach Hause, und die ganze Nacht floß ihm in einer schreklichen Unruhe dahin. Er wußte nicht, was in ihm vorgegangen, es wallte alles, es pochte alles. Jeder Pulsschlag schien ihm zu verkündigen: Nur für sie mußt du leben.

Nur sie ist noch in der Welt. Alles andre ist gar nicht da.

Die beiden Damen waren nicht minder mit ihm beschäftigt, als er mit ihnen. Aber auf eine andre Art. Die Junge war ein Geschöpf vom weitesten Kaliber. Die Alte war die Dame, die ihr ihre Bekanntschaften machte. Es wäre eigen gewesen, wenn diese nicht alle Menschen gekannt hätte, und sie hatte auch kaum gesehen, daß der Buchhalter des reichen Lisidor ein Auge auf ihr Mündel geworfen, als sie sogleich die Falle auf ihn anzulegen beschlos.

Sie räumte zu dem Ende noch in derselben Nacht ihr bisheriges Quartier und zog in eine weit davon entlegene Gegend, wo sie niemand kannte. Sie erkundigte sich nach der jezigen Lage in Lisidors Hause, und was konnte glüklicher sein, als daß der Alte eben auf Reisen war.

Sie versäumte aber nicht, denselben Abend um die nemliche Zeit wieder auf dem Spaziergange sich einzufinden.

Bellis war nicht minder akkurat. Er hatte alle seine Geschäfte zerstreut gemacht. Er war froh zum erstenmal froh gewesen, daß sie vorüber waren, und er zitterte der Möglichkeit entgegen, daß sie vielleicht diesmal nicht da sein könnte.

Wie vergnügt wurde er, wie er sie sahe. Er gieng einmal vorbei, und grüßte tief. Wie er

zum zweitenmale kam, redete er das Paar an. Sie müssen mir verzeihen, sagte er. Es ist unschiklich, daß ein Unbekannter sie anredet, allein daß Interesse, was sie auf mich gebracht haben, ist zu stark, als daß ich unterlassen könnte, ihre Bekanntschaft zu machen; wenn es anders erlaubt ist.

„Mein Herr Bellis, sagte die alte Dame, „eigentlich sollte mein Haus jedem unverheira„theten Manne verschlossen sein. Der Buchhal„ter des edelmüthigen Herrn Lisidors macht in„dessen hier eine Ausnahme, da wir ohnedem „Briefe an ihr Haus erwarten. Doch muß ich „eine fernere Unterredung hier an einem öffent„lichen Orte verbitten.

Sie wohnen, Madam, wo ich gestern die Ehre hatte, sie hinein gehen zu sehen?

„Nein, mein Herr, das war ein Besuch. Ich werde ihnen meine Addresse senden."

Eine tiefe Verbeugung, und beide Theile verliessen sich. Die Dame war nicht dumm. Es hatte würklich schon jezt, da viele sie kannten, Aufsehen gemacht, daß Bellis mit ihr gesprochen. Weil indessen das Gespräch so kurz gewesen, und er viel Ehrerbietung gezeigt, so glaubten alle, irgend ein Auftrag von einem großen Herrn hätte diese Unterredung veranlaßt.

Bellis gieng nach Hause, und war vergnügt so weit zu sein. Er hatte einen angenehmen A-

bend, und noch eine weit angenehmere Nacht, denn er dachte blos an seine Schöne, und träumte blos von ihr. Denken und Träumen bestand in dem Bilde derselben, und in dem, was aus ihnen beiden werden würde, und werden könnte. Wenn sie nur ein gutes ehrliches, wenn schon armes Mädgen ist, so werd ich meinem guten alten Lisidor, wenn er zurükkehrt sagen: Nun hab ich mich umgesehen unter den Töchtern des Landes, und habe einen Engel gefunden. Er stellte sich den guten Vater zurükkehrend vor, wie er sich freuen würde, über die Aussicht einer so lieben edlen Schwiegertochter.

In diesen schönen Gedanken und Träumen ereilte ihn der Morgen. Er stand schon unruhig auf, daß er noch keine Addresse hätte. Seine Angst dauerte fort, bis um 10 Uhr, da er sie erhielt: Er konnte auch da keinen Augenblik länger verziehen. Zum erstenmal lies er sich hinreissen, das Comtoir seiner Privatangelegenheiten wegen zu verlassen, und er sagte seinen Mitarbeitern, er würde gleich wieder erscheinen.

Die Art wie er empfangen wurde, war äusserst elegant. Anzug der Mutter und Tochter war sehr einfach, aber reinlich. Beide arbeiteten. Nach dem ersten Kompliment winkte die Mutter der Tochter sich zu entfernen, und Bel=l.s war nun mit ihr allein.

Mein Herr, sagte sie jezt in halb impfindli=

chen halb zärtlichen Tone, ich müßte blind gewesen sein, wenn ich nicht gesehen hätte, daß das Interesse, welches wir bei ihnen erwekt, von meiner Tochter seinen Ursprung genommen. Ich gestehe ihnen, daß ihre Blike auf sie, Leidenschaft zwar entschuldigen kann, daß aber demungeachtet die Welt ihre Urtheile nach gewöhnlichem Schlage darüber fället.

Ich habe nicht die Ehre, ihr Herz zu kennen, wenn schon Herrn Lisidors Denkungsart mir gewissermaßen dafür bürgt, die nicht allein uns, sondern der ganzen Welt bekannt ist. Sollten sie irgend Absichten auf meine Tochter haben, so bitte ich lieber die Bekanntschaft abzubrechen, und mein Haus nicht wieder zu besuchen.

Bellis war sehr bestürzt. Madam, erwiederte er, dem Himmel sei Dank, daß ich sie nicht ganz verstehe. Schlechte Absichten, werden sie mir nicht zutrauen. Sollten sie glauben, daß ich von der allgemein hier herrschenden Seuche angestekt bin, so versichere ich Sie des Gegentheils. Ehrliche Absichten auf ihre Tochter zu haben, ist doch wohl erlaubt, und ich wäre äusserst unglüklich, wenn hier schon eine Wahl getroffen wäre — ich würde —

Still, mein Herr, unterbrach ihn die Mutter. Hier ist keine Wahl getroffen. Dennoch aber bitte ich Sie, auch diesen Vorsaz fahren zu lassen.

Warum? frug Bellis sehr unruhig. Warum

einen Vorsaz fahren lassen, der die edelsten Gründe hat, der mit dem besten Herzen von der Welt gefaßt wurde.

Weil ich arm bin, weil meine Tochter keine Parthie für einen Mann von solchem Gewicht ist, wie sie.

Bellis fiel der Dame zu Füssen. Wenn das alle ihre Gründe sind, sagte er, willkommen dann. Lassen sie diese Zweifel fahren. Ich suche nicht Reichthum. Ich suche Tugend, und die finde ich ja in dieser ihrer Aeußerung schon so vollgültig, daß ich nicht weiter zu suchen brauche. Arm sein — o! es liegt für mich etwas tröstliches in diesem Armsein. Bin ichs doch selbst. Ich habe nichts. Ich lebe von der Milde Herrn Lisidors. Es ist wahr, er betrachtet mich wie seinen Sohn, und so kann ich auf eine sorglose Zukunft rechnen, allein eignes hab ich nichts. Indessen wünscht er selbst, daß ich eine Gattin suche, er hatte mir bei seiner Abreise sogar den Auftrag gegeben, mir indessen eine zu wählen. Im glüklichsten Zeitpunkte also fand ich sie und ihre würdige Tochter.

Wenn der Fall dieser ist, sagte die scheinheilige Megäre jezt, so will ich ihnen, und dem augenscheinlichen Glüke meiner Tochter nicht zuwider sein. Doch bitte ich sie, lernen sie sie erst kennen. Ich gebe keinen übereilten Schritt zu. Sie müssens überzeugt werden, daß das Herz des

Mädgens sie glüklich machen, sonst soll sie nie die ihrige sein. Jezt verlassen sie mich. Kommen sie diesen Nachmittag wieder. Ich werde meine Tochter auf diesen Besuch vorbereiten.

Im größten Seelenentzüken nahm dieser gute Bellis den wärmsten ehrfurchtsvollesten Abschied von einer Kuplerin.

Nun war Freude und Leben in ihm. Alle seine Zweifel waren gehoben. Er hatte die Mutter gewonnen. Die Tochter würde nun auch sein werden. Seine Mitarbeiter wußten sich die frohe Veränderung nicht zu erklären. Keiner wagte es ihn darum zu befragen — und er war noch zu schwankend, jemanden etwas mitzutheilen.

Daß dies auch in der Folge nie geschehe, davor sorgte die Mutter des Teufels Angelika. Diesen Namen hatte man ihr jezt gegeben. Einen Namen der ihrer Denkungsart so fremd war, wie ihrer Seele irgend ein ehrliebendes Gefühl.

Bellis aber durfte freilich keinen Funken ihres Innern sehen, keinen Gedanken inne werden, den ihr Geist würklich dachte.

Meisterin in der Verstellung spielte sie die sanfteste Unschuld, und spielte sie so, daß sie gewiß selbst Lisidoren hintergangen haben würde.

Nachdem Bellis sein Entzüken genugsam zu erkennen gegeben, nachdem er ihr in fast ausschweifenden Ergießungen seines Herzens alles das mit dichterischem Feuer gesagt, was er am Morgen

der Mutter verkündigt, und von ihr nichts als beschämtes Erröthen, und sittsame Blike zur Erde zur Antwort erhalten, ergrif die Mutter das Wort, und stellte beiden noch einmal im Tone warmer Ermahnung vor, sie mögten ja ihre Herzen erst recht prüfen, erst sehen, ob sie sich auch für einander schikten. Eine glükliche Ehe müsse ja der einzige sehnliche Wunsch so liebenswürdiger Kinder werden. So sehr sie Bellis Werth erkennete, so wäre ihre Tochter ihr doch nicht minder am Herzen, und sie überzeugt, daß weder sie noch ihr guter seliger Mann sie nicht für trübe Tage — aber auch nicht zur Schande eines Mannes erzogen. Sie weinte reichlich hierzu?

Ich wünschte wohl, sezte sie hinzu, daß die Bekanntschaft so lange beruhet hätte, bis Herr Lisidor selbst zurükgekommen wäre, um ihr auch nicht den geringsten Anstrich von Verdächtigkeit zu geben. Allein ich würde euch meine lieben Kinder, dadurch zu viel Zwang anthun. Eins aber bitte ich sie, Herr Bellis. Lassen sie sie ein Geheimnis bis dahin bleiben. Sagen sie niemanden, auch ihren vertrautesten Freunden nichts davon. Die Macht der Verläumdung ist gros. Versprechen sie mir, daß, bis Herr Lisidor wiederkehrt, das geringste nicht über ihren Mund kommen soll.

Was hätte Bellis nicht einer so liebreichen edlen Mutter versprochen.

Wenn seine Mitarbeiter jezt es wagten, ihn um die Ursache seiner außerordentlichen Heiterkeit zu befragen, so erhielten sie die Antwort: — Fragt mich nicht weiter, ich kann nicht reden, aber ihr werdet dereinst Zeugen der Auflösung dieses Räzels sein.

Im Fortgange der Bekanntschaft bemerkte Bellis, daß es äusserst sparsam, beinahe bis zum Mangel in der kleinen Wirthschaft seiner Geliebten zugienge.

Sie haben noch nicht das Vertrauen zu mir, Angelika, noch sie, liebe Mutter, was sie haben sollten. Ich bin anzusehen, als ihr künftiger Gatte und Sohn. Ich bin nicht reich, aber ich habe reichlich zu leben. Ich habe mir auch eine kleine Summe erspart. Sie haben Bedürfnisse, und entdeken mir sie nicht. Ich habe Geschenke machen wollen, und sie haben sie ausgeschlagen. Ich habe ihre edle Uneigennüzigkeit nicht kränken wollen, aber ich habe zu viel Teilnehmung und zu viel Ehrgefühl, als daß ich dies ertragen könnte. Aufrichtigkeit also Madam, oder sie zwingen mich, so weh es mir thun wird, mich zurük zu ziehen.

Daß das Bellis Ernst nicht war, kann man sich denken. Er bediente sich des Mittels, ihr ein Geständniß abzuloken. Aber sie schauderte vor dem Gedanken, er könnte es wahr machen. Mutter und Tochter fiengen an zu weinen. Bellis

konnte das nicht ansehen. Er fiel nieder vor ihnen, er beschwor sie, sich ihm zu entdeken.

Nachdem sie sich etwas erholt, fieng die Mutter an:

Wir sind würklich in einer erbarmenswürdigen Lage, mein Herr. Schon seit drei Wochen erwarte ich meinen Sohn mit dem kleinsten Rest unsers Vermögens und er erscheint nicht. Es ist nicht blos der Mangel des täglichen Brods, der uns drükt. Schulden, die hieher gekommen sind, die mein seeliger Mann hinterlassen, und wofür ich gut gesagt habe, drüken mich täglich. Gerade so viel als sie betragen, beträgt das Geld, was mein Sohn mitbringen muß. Dann sollte er durch seine Kenntnisse uns erhalten. Er sollte Briefe an Herrn Lisidor mit erhalten.

Und wie viel betragen die Schulden? frug Bellis.

Tausend Thaler war die Antwort, und sie sind so ungestüm dringend, daß ich in Gefahr bin, der Polizei in die Hände zu fallen.

Unvorsichtige Mutter! erwiederte Bellis. Und sie bedachten nicht, welchen Schimpf sie sich und mir hätten zuziehen können? Wir waren ja verlohren, wenn etwas von der Art geschahe. Nimmermehr hätte mir es Lisidor vergeben, daß ich mich nicht genauer darum bekümmert.

Mehr als das, sezte er hinzu, beträgt mein erspartes Geld. Ich werde es gleich holen.

Bellis eilte fort, und Madam machte indeß Anstalt einige ihrer Helfershelfer so auszustaffiren, daß sie Creditoren ähnlich sahen, und diese mußten die Summe in Empfang nehmen.

Um jeden Verdacht abzulehnen, sagte die Dame, habe ich die Leute selbst herbestellt.

Bellis fand wirklich für die Summe Wechsel ihres verstorbenen Mannes, und mußte sie auf ihr dringendes Bitten an sich behalten, um wie sie sagte, Herrn Lisidor überzeugen zu können, die dringendste Noth sei vorhanden gewesen.

Izt übernahm er selbst die Reform ihres Hauswesens, und richtete es so ein, daß sie dem Stande gemäß leben mögten, in dem er sie einst erhalten zu können glaubte.

Seine eigne kleine Kasse war dadurch erschäpft, da er aber dieses Geld so herrlich angewandt glaubte, so kümmerte es ihn wenig, daß er nichts mehr hätte. Er schränkte sich ein, und entzog sich vieles, was seine Mitarbeiter unruhig machte. Besonders schien einem derselben, einem schon bejahrten Manne die Sache für den jungen Menschen gefährlich zu sein. Er gab sich alle Mühe seine geheimen Gänge auszuspähen, allein seine Bemühungen waren vergebens. Bellis war so vorsichtig, daß ihn niemand entdeken konnte.

Er glaubte es also seiner Pflicht gemäs, Herrn Lisidor davon zu unterrichten, und mogte ein

wenig laut von seinem Briefe gesprochen haben, so daß die alte Dame es erfuhr.

Jezt, mein Kind, sagte sie zu Angeliken, müssen wir noch einen Schlag versuchen, und dann uns aus dem Staube machen. Lisidor hat zu hellsehende Augen, um uns nicht zu ergründen. Der Betrug kann nicht dauren, und seiner Denkungsart nach sind wir geopfert, denn so freigebig und edel er auf einer Seite denkt, so hart ist er auf der andern, wo er glaubt ein gutes Werk zu stiften, wenn er Böses verhütet. Ein enges Gefängnis erwartet uns wenigstens.

Auch erwiederte Angelika, bin ich eben nicht sehr geneigt, dieses Pietisten Frau zu werden. Was sind alle Reichthümmer der Welt, ohne Freiheit und Genuß. Wahr, daß er ein schöner junger Mann ist, daß ich oft gern schon ihn weniger blöde gewünscht hätte, aber ich gehe mit ihm der eingezogensten Lebensart entgegen.

Die Mutter legte also die zweite Charte an. Einstens kam Bellis voller Freude, und traf Mutter und Tochter im tiefsten Kummer.

Er bat um Entdekung. Er drang darauf. Er ward zornig.

O mein Herr! sagte die Mutter, ich sagts ihnen wohl, daß ichs ahndete, sie würden Unglük von uns haben. Hätten sie mich doch meinem traurigen Schiksaale überlassen. Jezt vielleicht

hätte der Tod meinen Leiden, schon ein Ende gemacht, und meine Tochter diente irgend wo, und, wüßte es nicht besser. Was hilfts ihnen unser Elend verhehlen. Lesen sie selbst.

Sie überreichte dem jungen Bellis folgenden Brief:

Madam!

Die Folgen des Zutrauens, das man blind auf seine Kinder sezt, berichte ich Ihnen hierbei zwar mit traurigem Herzen, aber auch in Folge meiner Warnung. Ihr Herr Sohn hat die bewußten 4000 Thlr. gehoben, wovon ich drei tausend erhalten, und er das übrige Ihnen mitbringen sollte. Er hat es für rathsamer gefunden, diese Summe für sich zu behalten, ist nach Holland, und wie ich höre, von da nach Ostindien gegangen.

Ich ersuche sie nunmehr die 3000 Thlr. sogleich an Ueberbringern dieses zu zahlen, oder sichs gefallen zu lassen, ins Gefängnis zu wandern. Wären sie oder vielmehr ihre närrische Tochter ein weniger gefälliger gewesen, so hätten sie sich dies ersparen können. Sie flohen vor ihren Retter, und haben sich selbst verdorben. Doch hat der Ueberbringer den Auftrag, den Wechsel zu kaßiren, wenn sie mir Ihre Tochter als Unterpfand mit schiken.

Der Bube! rief Bellis aus. Ich will gleich an ihn schreiben. Er soll der Menschheit Gehör geben.

Das ist vergebens, sagte die Mutter im verzweifelnden Tone. Befriedigen oder Opfer ist hier nur die Wahl. Ich gestehe es ihnen, ich hatte schon für das leztere gewählt. Wenn die Hand des Schiksals zu hart über einen steht, so muß man sich ja wohl in den Abgrund stürzen. Sein ist die Schuld, und es mag sehen, wie es uns wieder heraus reißt.

Schämen sie sich, Madam, erwiederte Bellis. Und wenn auch Verzweiflung sich ihrer Sinne bemächtigte, so sollen sie doch in Gegenwart ihrer Tochter das nicht sagen. Sie muß ja die Achtung gegen sie verlieren. Bestellen sie das Ungeheuer auf Morgenfrüh. Sie sollen heute noch das Geld haben.

Er ließ beiden nicht Zeit ihm zu antworten.

Mutter und Tochter lachten sich an, wie er fort war. — Das war meisterhaft, sagte die eine — das war vortreflich — die andere.

Aber, liebe Angelika, fieng die Mutter an, damit ists nicht ausgemacht, denn ich sehe, dieser Vogel hat noch mehr Fettfedern. Freilich die Maske der Unschuld muß abgelegt werden, aber davor kann man eine andre nehmen, die dem weichherzigen Jüngling nicht minder wohl thun wird, als diese. Sie gründet sich auf Ge-

nuß. Heute Abend bringt er uns das Geld. Da muß er hier bleiben. Ich verlasse euch unter dem Vorwande einer Krankheit, und lege mich nieder. Dann überlasse ich ihn ganz deiner Klugheit. Feurigen Dank, zärtliche Liebkosungen, der zu hoffende baldige Name Gattin — alles das wird ihn doch in Feuer bringen. Auch der Wein wird das seinige thun. Kurz, ich werde euch in einer Lage verlassen, die du schon zu benuzen wissen wirst, und für die Folgen laß mich sorgen.

Bellis kam in der schreklichsten Unruhe nach Hause. Geholfen muß ihnen werden, sagte er, oder sie sind verloren, und ich mit ihnen. Er faßte den Vorsaz, die 3000 Thlr. zu borgen. Aber welcher Mann, der eine Kasse von 100000 frei zu disponiren hat, wird bei dem Gedanken sich nicht besinnen. Und werfe ich nicht, sagte er zu sich selbst ein falsches Licht auf mich. Gebe ich nicht den Schein, als wenn dieses Geld zu unedlen Absichten angewandt wäre. Kann ichs verhindern, daß man mir diese zutrauet? Stehts nicht zu deutlich da, daß es ein Geheimniß ist, und vermuthet man da nicht immer Böses statt Gutem?

Nein, sagte er endlich zu sich — Das geht nicht. — Noch eine Idee unterdrükte es ganz. Könnte man es nicht so auslegen, als obs Lisi-

dors wegen geschähe, und ich nur den Namen hergäbe? Könnte man nicht muthmaßen, es habe sich etwas bei ihm verändert? Könnte sein guter Name, sein Kredit nicht leiden? Ich ihn nicht etwa unglüklich machen?

Und was würde Lisidor sagen, wenn er käm und fände, ich hätte nicht das Herz gehabt, Unglükliche mit seinem Gelde glüklich zu machen? Er, der jeden unterstüzt, keinen ohne Hülfe von sich läßt? Er, der Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts? Zwar sollte ichs irgend einem meiner Mitarbeiter vertrauen, aber sie verbot mir ja etwas davon zu sagen. Sollt ich an ihr untreu werden.

Nein sagte er, und grif nach dem Gelde, in deinem Namen, Lisidor nehm ichs, in deinem Namen will ich wie du im Stillen Gutes thun.

Der Abend erschien, und Bellis trug seine wohlthätige Last zu seiner Geliebten. Hier, Kinder, ist eure Rettung.

Sie fielen ihm beide um den Hals, nannten ihn ihren Vater, ihren Retter — ihr Alles.

Dankt nicht mir, sagte er, es ist Lisidors Geld. Ihm gehört der Dank, er hätte es euch auch gegeben. Kommt, laßt uns fröhlich sein. Nach einer guten Handlung darf man das ja wohl. Und eine gute Handlung wars wahrhaftig, euren Kummer von euch zu nehmen. Mutter! Mutter! mit ihnen hätte ich wohl ein wenig zu

zanken Ursache. Sie waren sehr übereilt, sehr wild — murrten sehr gegen das Schiksal —

Was uns doch so wohl will. Sie haben recht, lieber Sohn.

Sie sprach diesen Namen zum erstenmale aus, und er war ganz Dankbarkeit dafür. Schön! herrlich! sagte er — nun also darf ich mich doch mit dieser Hofnung schmeicheln.

Mit der Gewißheit, erwiederte die Mutter, wenn Angelika es will.

Angelika erröthete. Sie hatte dieses besondere Kunststük in ihrer Gewalt. Ich will ja, ich will die Ihrige sein, Bellis. Undankbar wäre ich, wenn ichs verhehlen, daß so viel Liebe, so viel Güte sich nicht mit Worten bezahlen läßt. Mein ganzes Leben sei ihnen gewidmet.

Sie fiel ihm um den Hals. Der arglose Bellis küßte das Siegel ehelicher Liebe auf ihre Lippen. Er schwur ihr Treue bis in den Tod. Er schwebte jezt in einem Paradiese, aber er wußte nicht, daß er dem Falle eben so nahe war, wie unsre ersten Eltern.

Die Abendmahlzeit war heiterer als sonst je. Es war ja aber Bellis Bräutigamsmahl. Da verlor sich auch ein Glas Wein ums andre. Bellis war nie Freund vom Trunk gewesen. Aber er war Freund von der Freude, und da er merkte, daß der Wein sie ihm beförderte, so trank er mehr. Auch konnte er ja keine Muthmaaß-

ung wähnen, hier könne ihm übel mitgespielt werden.

In dem allerlustigsten Zeitpunkt klagte die alte Dame Kopfweh. Erschütterung von Trauer und Freude, zarte Nerven, Uebermaas von Zärtlichkeit gegen Tochter und Sohn, alles das wurde als Ursache herbei gesucht, um Krankheit und Entfernung zu entschuldigen. Aber sie tröstete auch gleich damit, daß baldige Ruhe helfen würde, und entfernte sich. Ganz ohne Angst war Bellis nicht. Angelika wußte sie aber zu lindern. Sie sprach von diesem Zufall der Mutter als gewöhnlich, und als von keiner Bedeutung.

Bellis, der andre Dinge im Kopfe hatte, vergas bald über Angelikens Liebkosungen die Mutter. Er sezte sich mit ihr aufs Sofa, und sprach von dem Glük künftiger Tage. Er nannte sie seine liebe Braut, seine theure Angelika. Er drukte manchen keuschen Kuß auf ihre Lippen, und Angelika, der das Feuer der Wollust aus ihren Augen brannte, erwiederte sie sehr unkeusch.

Eine Liebkosung gab die andre. Angelika vergas nicht den Wein mit zu Hülfe zu nehmen, und reichte ihm fleißig den Becher. Der Taumel ließ ihn sich ganz vergessen. Wir ziehen einen Vorhang über die Scene. Sie war zu unglüklich für den guten Bellis.

Den andern Morgen 3 Uhr kam er zu Haus. Genus und Wein hatten ihn fühllos gemacht.

Er legte sich nieder. Er schlief bis 11 Uhr. Er erwachte. Er wußte da erst, was er gethan, und er war fast verzweiflungsvoll. Er stellte sich selbst als den Verführer vor. Das arme Mädgen rief er aus, wie wird sie weinen, wie sich geberden? Was wird die unglükliche Mutter sagen? O Lisidor, wie tief ist dein Bellis gefallen!

Er gieng zerstreut und verwirrt ins Comtoir. Man brachte ihm einen Brief von Lisidor. Er erkannte die Hand, und lies Thränen fallen. Der gute Alte, der sein geheimer Freund war, und ihm den Brief gab, sahe es. Was ist ihnen, Bellis, sagte er. Sie wollen sich dem Freunde verbergen, der sie liebt.

Guter Kammerad, sagte Bellis — ich darf nicht reden. Würklich durfte er auch jezt nicht reden, denn sonst hätte er ja seine Braut mit beschimpft, und ins Gerede gebracht.

Er erbrach Lisidorfs Brief. Gottlob rief er aus, Er kömmt — Lisidor kömmt — zu meinem Trost, zu meiner Rettung —

Und Gottlob, sagte der Alte, daß ihnen das lieb ist, denn nun kann ich drauf bauen, daß sie noch ehrlich und gut denken.

Hast du je daran gezweifelt, Alter? Nein, guter Kamerad, glauben sie gewis, wem Lisidor seiner Freundschaft würdigt, der kann nicht fallen. Zwar bin ich gefallen — ja, ich bin ge-

fallen — aber im Taumel der Leidenschaft, und Lisidor wird helfen.

Der Alte beruhigte sich ganz darüber, und verlies ihn. Auch fühlte Bellis würklich Beruhigung, wenn er bedachte, welch ein Mann Lisidor wäre, und daß er ihn gewis nicht verlassen, sondern seine Sache bei Mutter und Tochter wieder gut machen würde. Das war es, was ihm am meisten am Herzen lag. Das war es, was er nur wünschte. Immer schien es ihm für seine künftige Ehe ein entsezlicher Schandflek zu sein, daß er sich so weit verleiten lassen, seine Leidenschaft zum Ausbruch kommen zu lassen, und doch fiel es ihm manchmal ein, daß er der Mensch gar nicht sei, der bei dem geringsten Widerstande von Seiten des Frauenzimmers nicht gleich zurük gezogen haben sollte. Er schob alles auf die Schuld des Weins.

Sollte er nun heute hingehen oder nicht? Er verlies das Comtoir zweifelhaft. Er sezte sich auf sein Zimmer, unschlüßig, was zu thun, oder zu lassen wäre.

Indem kam ein Brief, den der Bote abgab und sogleich wieder davon eilte. Er besahe ihn. Es war eine Frauenhand. Gewis von Angeliken stammelte er. Er wollte mit dem Boten sprechen. Er lief ihm nach — rief ihm nach. Vergebens. Er war weg.

Jezt erbrach er. Die Unterschrift — war von

der Mutter. Arme unglükliche Mutter! rief er — Ob ich lese? — Ja ich muß lesen — muß meine ganze Schande, muß ihre Vorwürfe lesen. Er las:

Mein Herr!

„Wenn jemand unter uns der betrogne Theil „ist, so sind Sie es. Ich — ich! Ich schrei„be ihnen diese Zeilen aus dreierlei Gründen. „Einmal um sie von allem zu benachrichtigen, „was wir mit Ihnen vorgenommen. Zwei„tens, um Reue und Gewissensbisse Ihnen „zu ersparen, die Sie nicht verdient haben. „Drittens, um sie zu avertiren, daß Sie heu„te nicht kommen, weil sie uns nicht mehr fin„den würden.“

Nun, bei Gott, das ist mir doch ein Räthsel!

„Meine Tochter ist eine Fille de joye und „ich ihre cara mama.

O ihr Teufel in Engelsgestalt! — Aber weiter, weiter!

„Wir bedurften eine Summe Geldes, oder „wir hätten müssen betteln gehen. Ich sahe „Sie, bemerkte, Sie wären in meine Tochter „verliebt, und beschloß das erste Jugendliche „Feuer zu nüzen. Wie es mir gelungen ist, „wissen Sie am besten. Sie haben nun die „Süßigkeiten der Liebe gekostet, denn ganz oh-

„ne Belohnung konnte ich ihr Geschenk nicht „annehmen, deswegen munterte ich Angeliken „auf, diese Nacht der Schuld sich zu acquitiren. „Sollte Ihnen die Freude geschmekt haben, so „stehen wir wieder zu Befehl, doch nicht eher, „bis wir wissen, daß Sie die Scharte bei Herrn „Lisidor ausgewezt haben.

Teufel, wie es keine mehr giebt, rief Bellis, die Scharte wird nie, niemals ausgewezt werden — Doch ja, ich werde sie auswezen. Also — ich bin betrogen. O weh! Das Laster, das ich begangen, steht in seiner ganzen Größe vor mir. Nichts hätte mich bewegen sollen, die Kasse meines Herrn anzugreifen. Gute Handlungen brauchen nicht im Verborgenen geübt zu werden, sie können allemal das Licht sehen; auch die meinige hätte es gekonnt.

Nein, ich kann nicht länger leben. Mein Name ist auf ewig gebrandmarkt. Ich bin ein schändlicher Dieb! Ich habe meinen Herrn bestohlen. Was gehört das hierher, daß ich betrogen bin? Ich hätte mich nicht sollen betrügen lassen. Wer in den Diensten eines andern ist, muß tausendmal vorsichtiger sein, als der sein eigner Herr ist. Hätte ichs meinen Kameraden gesagt, sie hätten gewis mir forschen helfen, und wir hätten die schändliche Betrügerei an den Tag gebracht.

Weg — weg mit dem Vorsaze länger zu leben.

Nein, diesen Schandflek kann nie etwas von mir nehmen. Und wenn auch Lisidor mir vergäbe — wer nimmt ihn von meinem Gewissen.

Und der gute Bellis hatte noch eine Ursache, warum er dem Verzweifeln nahe war, in welches er denn endlich auch stürzte. Er liebte diese Angelika noch. Sie hatte zu tiefen Eindruk gemacht, als daß er sie von sich hätte losreissen können. Und fort lieben durfte er sie einmal nicht.

Alle diese Umstände gaben seinen Ideen eine so konfuse Wendung, daß er zu sterben beschloß.

Er sezte sich und schrieb Lisidoren einen Brief, in welchem er die ganze Geschichte ihm ausführlich erzählte, seine Unschuld und seine Verführung betheuerte, immer aber behauptete, er sei strafbar, weil er sich nicht genauer erkundigt, weil er der Leidenschaft Raum gelassen.

Ich weis, sezte er hinzu, sie werden mir vergeben, aber das macht nicht, daß ich länger leben kann. Ich will zum Söhnopfer für viele sterben. Sie mögen bei meinem Tode sich erinnern, daß es Verzweiflung giebt, die uns nicht Verstand, nicht Religion, nicht Erziehung, nicht Vaterliebe rauben kann.

Er nahm von seinem Vater auch den zärtlichsten Abschied im Andenken.

Ob wir uns dort zu sehen bekommen werden, das ist wohl noch ein wenig ungewiß. Ich gehe den Weg aus meinen eignen Kräften, du giengst

ihn auf den Befehl deines Schöpfers. Sollte ich also nicht mit dir in ein Paradies kommen, denn verstoßen wird mich Gott nicht ganz von seinem Angesichte, so bitte für mich, daß ich bald bis zu dir hinauf klimmen könne.

An den guten Lisidor schloß er mit der Bitte, sich an den beiden Weibspersonen nicht zu rächen. Lassen sie ihnen was sie haben, sagte er, denn sie können unmöglich mehr gestraft werden, als ihr eigen Gewissen sie strafen wird, besonders wenn sie meinen von ihnen verursachten Tod hören.

Er war nach Endigung dieses Briefes weggegangen, und hatte sich trostlos in der Neisse ersäuft. Es wurden zwar alle Nachforschungen angestellt, wen die Frauenzimmer angehörten, allein alle Mittel waren vergebens. Sie mußten die tragische Geschichte gleich erfahren haben, und hatten sich ganz von dem Orte weggemacht.

Der erste Schreken fiel auf den alten Mitarbeiter des guten Bellis. Ihm wurde der nach wenig Stunden gefundene Körper gebracht. Er versuchte alle Mittel ihn ins Leben zurük zu rufen, alle aber waren vergebens.

Auf Bellis Zimmer fand man den versiegelten Brief an Lisidor. Niemand wagte es ihn zu erbrechen, ehe Lisidor nicht selbst zurükgekehrt wäre.

Diesem wurde es so glimpflich als möglich vorgebracht, daß sein Liebling nicht mehr sei, und doch zog die Gewisheit davon dem starken gefaß-

ten Mann eine Ohnmacht zu. Er wähnte gleich, daß es ein freiwilliger Tod sein müßte. Er war lange unentschlossen, ob er den Brief erbrechen sollte.

Ehe er erbrach, fand sich bei der Kassenrevision der Defekt. Das fiel ihm sehr auf, Bellis lasterhaft zu wissen. Nun mußte er Licht haben, las den traurigen Inhalt, und fand Bellis Unschuld.

Und wäre es zehnmal so viel gewesen, rief er aus, gern — gern hätte ichs verloren, wenn ich nur dich gerettet hätte.

Inhalt.

1) Charlotte. Unglükliche Selbst= und Kindesmörderin um der viehischen Wollust ihres eignen Vaters willen. Seite 3

2) Sorgenfrei. Selbstmörder durch Verfolgung des Schiksals. 26

3) Der schöne Friz. Opfer der Lüste. 47

4) Warnebach. Verkürzer seiner Freuden und seines Lebens. 56

5) Chargeblen. Selbstmörder ohne es scheinen zu wollen. 77

6) Bellis. Unglüklicher Selbstmörder aus Delikatesse. 93

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst, 1752-1814

Neue Biographien der Selbstmörder

Bd.: 3

Frankfurt u. Leipzig 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 11 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279799-3
VD18 80423574-001